

In Amerika bei B. HERDER, 17 South Broadway, St. Louis, Mo.



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Rhoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro 1.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$1.75 postfrei.

Januar 1888.

Inhalt: Bilder aus Persien. — Die Schifferinseln oder der Samoa-Archipel. — Im Himalaya. — Nachrichten aus den Missionen: China (Nanchschurei); Vorderindien (Britischindopolis); Aequatorialafrika (Viktoria-Nyanzasee); Südafrika (Sambesi); Westafrika (Gabun); Britisch-Nordamerika (Ottawa). — Miscellen. — Für Missionszwecke. — Beilage für die Jugend: Die Martyrer von Uganda.

Bilder aus Persien.

1. Das Land und seine Hauptstädte.

Obwohl kein Land der Erde erinnert so an die Hinfälligkeit menschlicher Macht und Größe, wie das heutige Persien, der Ueberrest des einstigen Perserreiches, das seine Grenzen vom Schwarzen Meer bis an den Indus und vom Nil über den Ozean hinaus bis in die Steppen Turkestans hinein erstreckte, dessen Heere Vorderasien überschwemmten und dessen Flotten Griechenland bedrohten. Babylon, Susa, Ecbatana, Persepolis, die Riesenstädte des alten Assyrien, Medien und Persien, welche ein Scepter vereinigte, liegen schon Jahrtausende in Trümmern, und nicht viel besser erging es den späteren Hauptstädten des Perserreiches, die in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung oder nach der mohammedanischen Eroberung erbaut und mit stolzen Moscheen und Fürstenpalästen geschmückt wurden. Auch sie sind von der Höhe ihres Glanzes herabgesunken, so daß der Wanderer bei jedem Schritte auf Ruinen stößt und eine persische Stadt ohne Trümmerreste, den Zeugen einer glänzenden Zeit, undenkbar ist. Gleichwohl bietet Persien wegen seiner alten christlichen Erinnerungen und wegen der mühseligen Arbeit der katholischen Missionäre auf einem keineswegs dankbaren Felde für unsere Leser vielseitiges Interesse, und deshalb laden wir sie zu einem Besuche des heutigen Perserreiches ein.

Das gegenwärtige Reich des Schah umfaßt noch immer über 1 600 000 qkm und beträgt seinem Flächenraume nach also etwa das Dreifache des Deutschen Reiches. Seine Grenzen bilden ungefähr ein Trapez, dessen nördlichster Eckpunkt der Ararat ist. Von ihm aus erstreckt sich die Westgrenze in annähernd

gerader Linie nach der Mündung des Schatt el Arab (des vereinigten Euphrat und Tigris) in den Persischen Golf. Auf dieser mehr als 1200 km langen Strecke grenzt Persien an das Türkische Reich. Die Südgrenze bildet in einer Ausdehnung von etwa 1600 km der Persische und Arabische Golf; die Ostgrenze berührt auf einer Linie von nahezu 1600 km Belutschistan und Afghanistan von der Mündung des Radscha in den Arabischen Golf bis nach Serach am Saume der großen Turkmenensteppe. Im Norden endlich grenzt Persien in einer Ausdehnung von nahezu 2000 km an russische Besitzungen, an das transkaspische Gebiet der Turkmenen nämlich, an das Südufer des Kaspischen Sees, an Transkaukasien und Russisch-Armenien.

Das also umschlossene Gebiet ist im großen ganzen ein muldenförmiges Hochland, dessen Thalsohlen durchschnittlich etwa 1000 m über dem Meerespiegel liegen. Im Nordwesten ragt das Gebirge von Armenien empor, das sich im Ararat zu einer Höhe von 4912 m erhebt; den Südrand des Kaspischen Sees umwallt die Elburs-Kette, steil und jäh zum Ufer des großen asiatischen Binnenmeeres abfallend, nach Süden aber terrassenförmig in die Hochebene von Teheran und die große Salzsteppe von Chorasan herabsteigend. Ihr höchster Gipfel ist der erloschene Vulkan Demawend, 6122 m hoch, dessen schnegefüllter Krater ungefähr die Höhe des Chimborazo erreicht. Im Nordosten streicht der Gebirgszug von Gulkistan mit über 2000 m hohen Gipfeln längs der Grenze hin, während im Innern das Kohrud-Gebirge das öde Wüstenland der großen Steppe von den fruchtbaren Hochthälern Persiens trennt. Parallel mit dieser von Südost nach Nordwest verlaufenden Kette ziehen sich eine

Reihe Bergzüge hin, durch welche das Hochland staffelförmig in den glühend heißen Küstenstrich am Persischen Golfe und in die Flußebeue von Mesopotamien hinabsteigt. Im Osten endlich schließt sich Persien an das Hochland von Afghanistan, das in seiner Nordost Ecke zur Hochebene von Pamir, dem „Dach der Welt“, ansteigt. An Flüssen ist das persische Bergland arm; von dem Grenzflusse Aras, dem Araxes der Alten, abgesehen, ist auch kein einziger schiffbar. Das große Steppenland im Innern hat keinen Fluß; die von den Bergen kommenden Bäche versickern im Sande. Auch die Gewässer der fruchtbaren Hochthäler verlieren sich meistens in Sümpfen oder ausflußlosen Salzseen, von denen die bedeutendsten der Urmia-See in Aderbeidschan und der Miris-See in Faristan sind; der erstere bedeckt eine Fläche von 4400 qkm. Nur der Kasyl-Usen (Rother Fluß), der durch eine Schlucht des Elbursgebirges seinen Weg in das Kaspische Meer findet, und der Kurun, der seine Wasser dem Euphratdelta zuführt, sind von einiger Bedeutung.

In dem Berglande, das die Brücke zwischen Kleinasien und Indien bildet und dessen allgemeines Bild die soeben mitgetheilten Züge entwerfen, herrscht der Schah über etwa 7—10 Millionen Unterthanen. Die Bevölkerungszahl wird sehr verschieden angegeben; einige nehmen nur 5—6, andere sogar 12 und noch mehr Millionen an. Allein auch selbst bei der letztern, offenbar zu hoch gegriffenen Zahl müßten wir die Bevölkerung bei der großen Ausdehnung Persiens eine sehr spärliche nennen. Es sind durchschnittlich groß und kräftig gewachsene Leute, deren Sprache zum indogermanischen Stamme gehört. Die überwiegende Mehrzahl derselben bilden die eigentlichen Perser, Tadschik genannt; nur ein kleiner, aber der herrschende Theil sind die Niat, eingewanderte türkische Nomaden- und Kriegerstämme. Zu diesen zählt der Stamm der Kabtscharen, der seit 1794 den persischen Thron bestieg. Ihre Stammhäupter sind der persische Adel, den der Schah an seinem Hofe und so in seiner Gewalt zu halten sucht; ihre irreguläre Reiterei ist die Kerntruppe der persischen Armee. Das Schittenthum, eine Secte der mohammedanischen Religion, von der später ausführlich die Rede sein wird, bildet das gemeinschaftliche Band, welches die Tadschik und Niat vereinigt. Der Schah regiert unumschränkt; er nennt sich „Schah in Schah“ (d. h. König der Könige), dessen Banner die Sonne

ist, der heilige, erhabene und große Monarch, der unumschränkte Herrscher und Kaiser aller Staaten von Persien“. Doch haben sich auch die Stammhäupter der Niat eine gewisse Selbständigkeit bewahrt; ebenso pflegen die Begler-Begs, die Statthalter der Provinzen, so ziemlich auf eigene Faust zu regieren, müssen aber dafür gewärtig sein, daß sie Leib und Leben verwirken, wenn sie sich die Ungnade des Schah zuziehen. Die Gerechtigkeitspflege gründet sich, wie bei allen mohammedanischen Völkern, auf den Koran. In jeder Provinz stellt der Schah einen Hafim-Schera, d. h. „Richter des geschriebenen Gesetzes“, auf, der seinerseits eine Anzahl Unterrichter einsetzt. Neben dem Koran hat aber auch das „Urf“, das Herkommensrecht, Geltung und läßt

dem Richter große Freiheit der Entscheidung, indem er leicht seine eigene Meinung als Urf erklären kann. Man sagt den persischen Richtern nach, sie seien sehr bestechlich und daher geneigt, dem Reichen Recht und dem Armen stets Unrecht zu geben.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über das Reich des Schah betreten wir Persien von Nordwesten her auf der gewöhnlichen Straße, die von Erivan, der Hauptstadt Russisch-Armeniens, über Tabriz nach Teheran, der gegenwärtigen Residenz des Schah, führt. In unserer Beschreibung von Stadt und Land werden wir den Berichten neuerer und älterer Besucher folgen. Ein Landsmann, Johann Caspar Schillinger aus Ettlingen in der Mark Baden, der im Jahre 1700 in Begleitung dreier deutscher Missionäre, des P. Wilhelm Weber aus Erfurt, des P. Wilhelm Mayer aus Deckendorf an der Donau und des Magister Ernst Hanzleben aus Osnabrück, Persien durchzog, soll uns zunächst seine Eindrücke

schildern. Wir werden dieselben nach den Berichten neuerer Reisender, namentlich des französischen Architekten Deulafoy, der im Auftrage seiner Regierung im Jahre 1881 zum Studium der Baudenkmäler aus der Sassanidenzeit Persien durchzog, ergänzen und erweitern¹.

Am 3. October 1699 verließen unsere Landsleute Augsburg und erreichten am 11. März 1700 Erivan, jetzt die Hauptstadt



Nasr ed-din Schah.

¹ Schillingers „osindianische Reisebeschreibung“ erschien 1707 zu Nürnberg. Die Berichte Deulafoys entnehmen wir seinen Veröffentlichungen in „Le Tour du Monde“ und der Bearbeitung derselben im „Globe“, Bd. 44 ff.

Russisch-Armeniens, damals die persische Grenzstadt. Die interessante Reise von Livorno nach Alexandretta und von dort über Aleppo durch Armenien werden wir bei einer andern Gelegenheit erzählen.

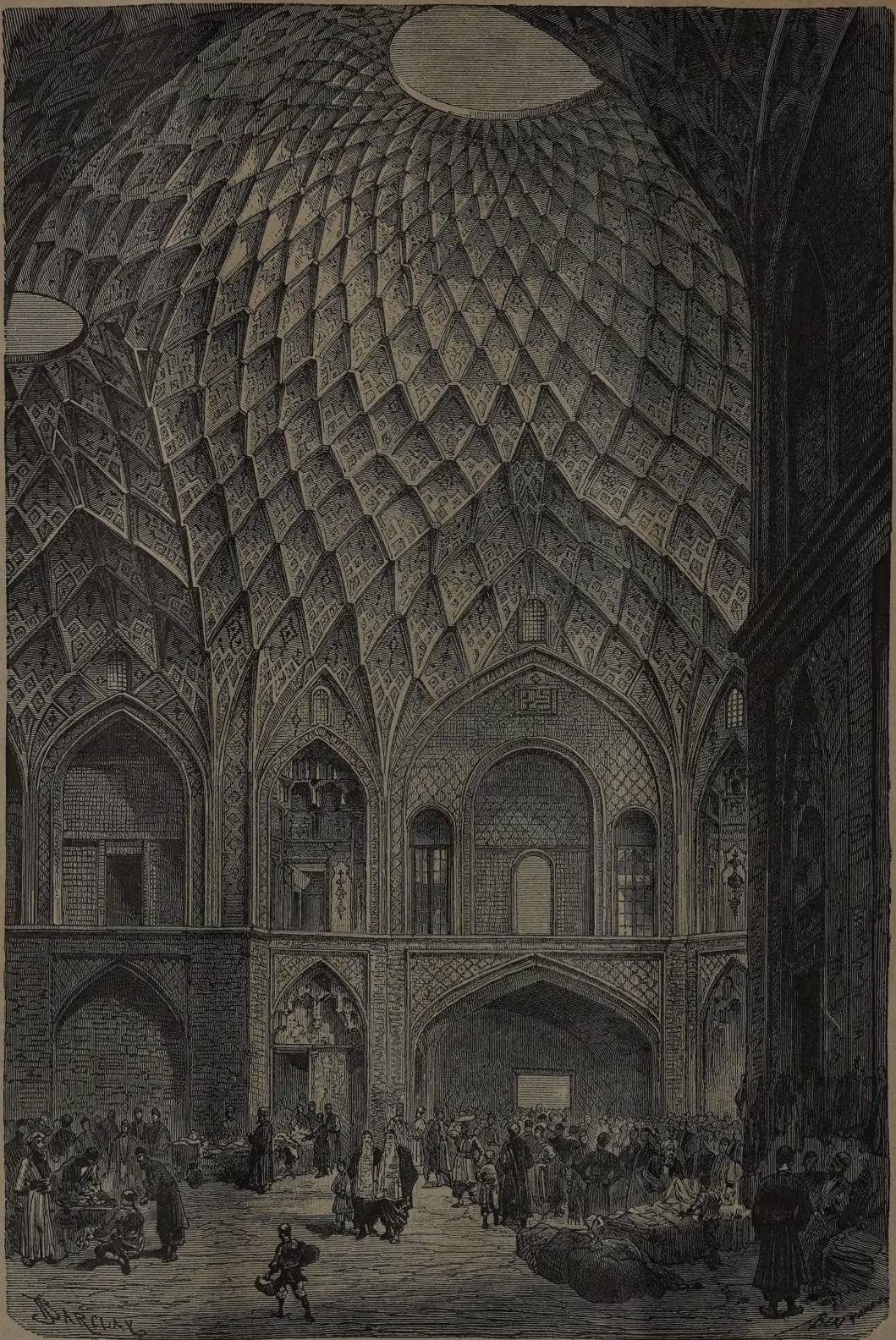
Französische Missionäre aus der Gesellschaft Jesu hatten in Erivan eine Niederlassung; ein Laienbruder erzählte Schillinger, er habe seit 1694 über 500 sterbende Kinder getauft. Ausführlich redet unser Landsmann von dem nahen Berge Ararat und den uralten Sagen, welche sich an denselben knüpfen. Die Armenier erzählten ihm, auf dem Gipfel des Riesenberges, den aber niemand besteigen könne, fänden sich jetzt noch die versteinerten Reste der Arche, welche dort nach der Sintflut landete; von seiner Höhe aus habe Noe seinen drei Söhnen die Welt vertheilt, an seinem Fuße den ersten Weinstock gepflanzt und die erste Stadt nach der Flutzeit gebaut. Wirklich bot man den Reisenden in Maraschiwan, der heutigen russischen Grenzstadt, Wein mit dem Bemerkten, das sei das „Getränk unseres Vaters Noe“. Auch heute noch erzählen die Orientalen vom Ararat dieselben Sagen, während schon ein Missionär bemerkt, es sei unmöglich, daß die Arche auf dem Gipfel des Berges gelandet sei, da es unmöglich gewesen wäre, die großen Thiere über den mehrere tausend Fuß hoch mit Schnee und Eis gepanzerten Berg hinabzubringen; die Arche müsse also auf einem der sanfter ansteigenden Vorberge geruht haben. Wirklich hat der Ararat eine Höhe von 4912 m, überragt also den Montblanc noch immer um 100 m; sein um 1000 m niedrigerer Nebengipfel, der Kleine Ararat, steht an der heutigen persischen Grenze. Parrot bestieg den Hauptberg zuerst im Jahre 1829; der Scheitel des abgerundeten Schneefegels bildet eine Fläche von etwa 150 Schritt im Umkreise. Der Ararat ist ein noch nicht vollständig ruhender Vulkan, wie der Ausbruch vom Jahre 1840 beweist.

Die Reisenden ließen den merkwürdigen Bergriesen rechts liegen und setzten über den heutigen Grenzfluß Aras, die Karawanenstraße nach Tabriz (sprich: Täbris) verfolgend. Sie betraten somit die nördlichste persische Provinz Aberbeidschan, das Atropatene der Alten, das Bergland, welches die iranische Hochebene mit dem armenischen Gebirge verknüpft. Ganz auf demselben Wege betrat im Frühjahr 1881 Dieulafoy das Perserreich. Die Reisenden durchziehen während fünf Stunden eine wilde Bergschlucht, dann eine von Höhen durchschnittene Ebene. Heute noch wie vor 180 Jahren mußten sie vor wegelagernden Kurdenstämmen auf der Hut sein. Zum Schutze der Reisenden gegen dieses Raubgesindel hatten die Beherrscher Persiens in alter Zeit längs der Straßen viele besetzte Herbergen oder Karawanseraien erbauen lassen, die jetzt meist zerfallen sind und gerade den Straßenräubern zum Schlupfwinkel dienen. Der Schah Abbas allein soll, wie die Perser erzählen, 999 solcher Herbergen erbaut haben, und wenn man sie fragt, weshalb er denn nicht 1000 gebaut habe, geben sie zur Antwort: „Schah Abbas wollte gerade, daß diese Frage gestellt werde.“ In diesen Karawanseraien hat der Reisende nichts als ein Obdach zu gewärtigen; sein Bett muß er selbst bringen, ebenso sein Kochgeschirr und gewöhnlich auch die Lebensmittel und das Futter für die Reitthiere. Nach der ersten Tagereise trifft man fruchtbare Hochthäler, in denen zahlreiche Pferdeheerden grasen. Atropatene war schon zur Zeit der alten Perserkönige zu einem jährlichen Tribut von 20 000 Pferden verpflichtet. Doch bietet die Landschaft einen öden Anblick, da es gänzlich an Bäumen fehlt. Auch trifft man kein einzeln stehendes Gehöfte, keinen freundlichen Weiler: höchstens

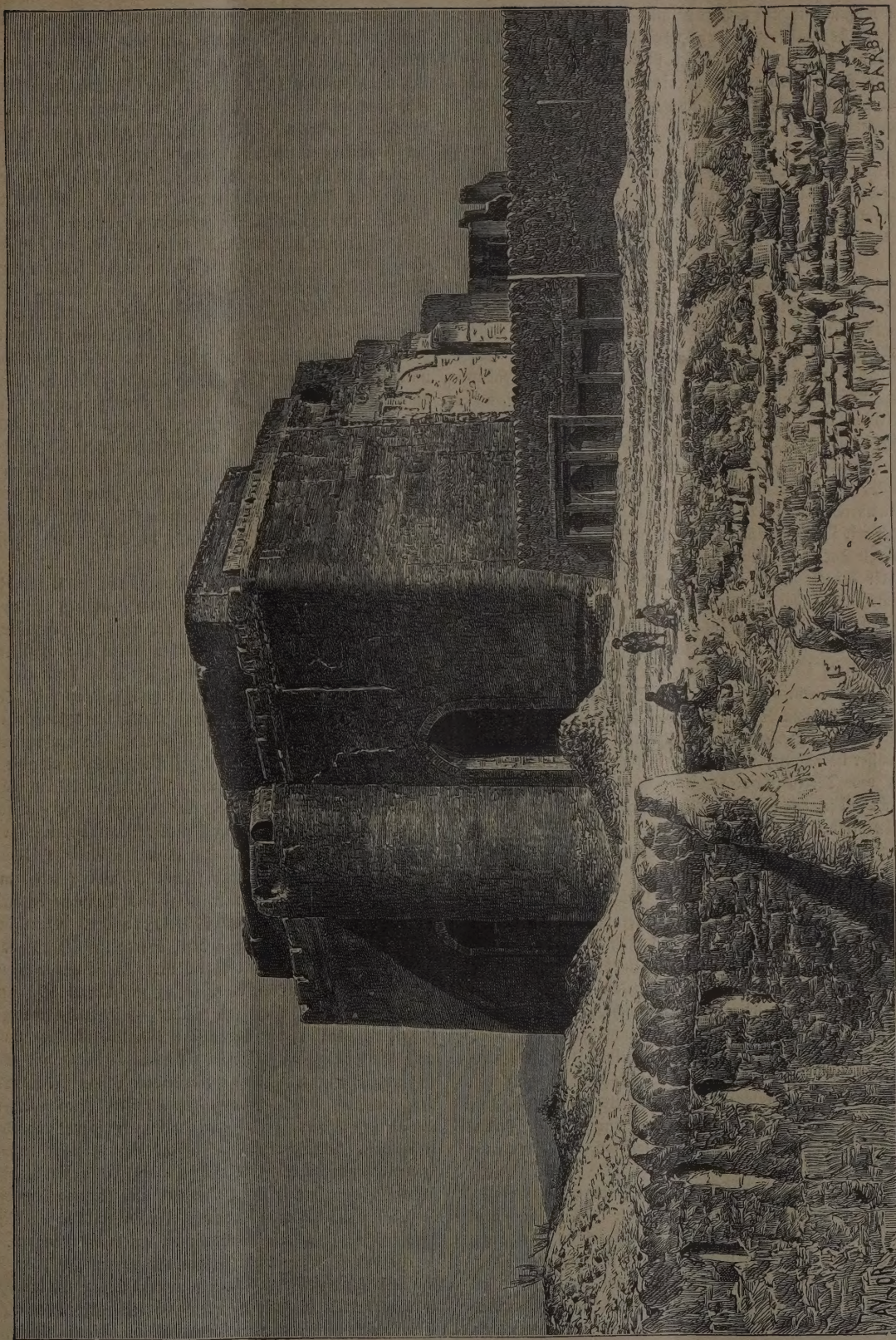
im Schatten eines Felsblockes findet der Blick einige Nomadenzelte; denn die Einwohner haben sich aus Furcht vor den Kurden in größere Ortschaften zusammengeflüchtet. Eine solche ist das Städtchen Marand, wo nach der orientalischen Sage Noe begraben sein soll. Die einstöckigen Häuser sind, wie in ganz Persien, aus an der Luft getrockneten Ziegeln erbaut, haben nach der Straße keine Fenster, empfangen ihr Licht einzig vom Hofraume her, und ihr flaches Dach ist mit einem zinnenartigen Geländer versehen.

Am 3. April 1700 betraten unsere Landsleute Tabriz oder Tauris, die Hauptstadt von Aberbeidschan, auch heute noch die zweitbevölkerteste Stadt Persiens. Schillinger sagt, der Umfang der Stadtmauer habe zwei deutsche Meilen betragen. Die Angabe ist keineswegs übertrieben, da heute noch ihr Durchmesser mehr als 12 km mißt. Im Jahre 1870 zählte sie 150 559 Einwohner und mußte jetzt wohl 170 000 Seelen beherbergen, wenn nicht die neueste Hungersnoth infolge der Kurdeneinfälle eine bedeutende Abnahme bewirkt hat. Sie zählt 318 Moscheen, 100 öffentliche Bäder, 3922 Kaufläden, 166 Karawanseraien und 5 christlich-armenische Kirchen. Die Stadt liegt 1347 m über dem Meere am Flusse Abschi, der nach Westen fließend dem großen Salzsee von Urmia zueilt. Die Lage ist gesund; der Winter aber sehr kalt und kaum milder als in Petersburg. Die vielen schlanken Minarets, die zahlreichen Kuppeln, welche mit glasierten Plättchen in den herrlichsten Farben und zierlichsten Mosaikbildern bedeckt sind, geben der Stadt, die sich im Sommer aus einem Kranze von Gärten und Obstbäumen erhebt, von ferne einen bezaubernden Anblick. Wie bei den meisten orientalischen Städten, schwindet aber der Zauber, sobald man die engen, im Sommer staubigen, im Winter schmutzigen Gassen betritt. Die schönste aller Moscheen von Tabriz, die sogen. Blaue Moschee, welche der Schah Dschahan im 15. Jahrhundert erbauen ließ, ist infolge eines Erdbebens zur Ruine geworden. Erdbeben sind überhaupt eine stets wiederkehrende Plage dieser Landschaft. Aber auch in ihren Trümmern läßt sie ihre einstige Schönheit erkennen. Noch steht das kühne Spitzbogenthor, das bis zu seiner Spitze von einer breiten Spirale aus türkisblauen, glasierten Ziegeln umrahmt wird. Die Eingangshalle zeigt prächtvolle Mosaiken, Blumengewinde in hellblauen, dunkelgrünen, weißen, braungelben und schwarzen Tönen, die sich harmonisch von dem dunkelblauen Grunde abheben, welcher dem Bauwerke den Namen gab. Die Kuppel selbst ist eingestürzt und hat die inneren Theile des Baues größtentheils mit sich zu Boden gerissen. Doch zeigen jetzt noch Theile der Mauer, wie herrlich die Moschee war. Sechseckige, dunkelblaue, mit Goldarabesken verzierte Emailtaseln, Platten aus gebändertem weißem Achat, Blumen und Blattgewinde, welche große arabische Inschriften umranken, verzierten die Wände.

Wenn dieses Baudenkmal durch seine schönen Verhältnisse und durch die Pracht und den feinen Geschmack seiner Verzierungen Bewunderung erweckt, so wirkt die Burg von Tabriz (s. das Bild S. 5) durch die Kraft und Masse ihrer gewaltigen Mauern. Schon lange bevor man die Stadt betritt, zieht dieses düstere Bauwerk, das wie ein riesiger Steinwürfel über die niedrigen Häuser emporragt, den Blick auf sich. Es steht auf einem weiten, von Mauern, Thürmen und Gräben umschlossenen Platze. Die Mauern des Hauptbaues erheben sich finster und trotzig zu einer Höhe von 25 m, wo ein zinnengekrönter Rundgang die Vertheidiger bergen kann. Im Mittelalter muß das Bollwerk ungemein fest gewesen sein; jetzt freilich sind die tiefen



Die neue Kaufhalle (Karamanserai) in Kaschan.



Die Burg von Labrig.

Gräben größtentheils mit Schutt gefüllt, und auch die Mauern zeigen klaffende Risse. Von der Höhe des Baues genöß Dieulafoy einen bezaubernden Fernblick über die blühenden Obstgärten der Stadt, aus denen nur die Kuppeln der öffentlichen Gebäude emporragten, bis an das nahe mit Schnee bedeckte Sewalangebirge, das sich im Osten bis zur Höhe von 12 bis 14000 Fuß erhebt.

Unser Landsmann hebt die Größe und Pracht der Bazars hervor, welche von Kaufleuten verschiedener Trachten und Nationen wimmelten, und nennt als Hauptproducte des Gewerbefleißes kostbare Seiden- und Teppichwebereien und überaus fein gewobene Leinwand. Auch heutzutage gilt dasselbe. Dagegen besteht das Kapuzinerklosterchen mit seinen zwei Patres, von welchen Schillinger erzählt, daß sie etwa 50 katholische Kinder unterwiesen und sonst noch viel Gutes thaten, schon lange nicht mehr. Natürlich gewährten sie den drei Jesuitenmissionären die liebevollste Gastfreundschaft, bis dieselben sich einer nach Isfahan ziehenden Karawane anschließen konnten. „Gegen Verehrung eines Klein-Glases, so alles, was man durch dasselbige anschaut, unnützig verringert,“ hatte nämlich der Chan von Tabriz den Fremdlingen einen Paß nach der damaligen Reichshauptstadt ausgestellt, und so konnten sie den 20. April die Fahrt nach Isfahan antreten.

Bevor wir ihnen folgen, werfen wir noch einen Blick auf den westlich von Tabriz gelegenen großen Urmia-See und dessen Gelände. Er bedeckt nahezu einen zehnmal so großen Flächenraum als der Bodensee. Im Osten und Süden umschließen ihn große Sumpfstrecken, während sich im Westen eine weite Fruchtebene hinreckt, welche wohl 300 Dörfer und die von Obstgärten umkränzte Stadt Urmia trägt, wo bis auf den heutigen Tag eine katholische Gemeinde blüht. Der See, der keinen Abfluß hat, tritt bei stärkerem Wasserzufluß aus seinen Ufern und läßt, dann, wieder zurücktretend, eine Salzkruste auf den Gestaden. Sein Wasser ist nämlich überaus salzhaltig und sogar schwerer als das des Todten Meeres. Aber sein Landschaftsbild ist lange nicht so öde, wie der See, welcher Sodom und Gomorrha deckt. Den Urmia-See schmücken mehrere größere, quellenreiche und bewaldete Inseln und viele mit Buschwerk bewachsene Klippen; zahllose Sumpf- und Schwimmvögel beleben ihn.

Die Reisenden zogen von Tabriz südöstlich zunächst nach Sultanieh, das in Irak, der Haupt- und Kernprovinz des Perserreiches, liegt. Die Stadt, welche im 13. Jahrhundert gegründet wurde, war eine Zeit lang die Hauptstadt Persiens. Aber schon im Jahre 1381 nahm sie Timurlan im Sturm ein plünderte und zerstörte sie. Nur ein prachtvoller Kuppelbau, der heute noch der Zeuge vergangener Königspracht ist, blieb stehen; er wölbt sich über dem Grabmale eines Herrschers aus der Dynastie der Dschengis-Chane. Die Kuppel ist ganz mit türkisblauer Glasur überzogen, die Minarets sind weiß und blau emailirt; im Innern haben die Ziegel eine hellgelbe Farbe, weil sie mit Gazellenmilch angefeuchtet wurden, wie die Eingeborenen meinen.

Sultanieh erinnert an eine andere, viel ältere Ruinenstadt, welche ebenfalls in der Provinz Irak liegt. Es ist dies das in der Bibel (Jubith 1) erwähnte Gebatana, welches Arphaxad, der König der Meder, aus viereckigen und behauenen Steinen als eine sehr feste Stadt erbaute; seine Mauern waren 70 Ellen hoch und 50 Ellen dick, seine Thore hatten eine Höhe von 100 Ellen. Arphaxad oder Phraortes vollendete den schon von seinem Vater begonnenen Bau um das Jahr 670 v. Chr. Die

Stadt lag am östlichen Fuße des Alwendgebirges in einer herrlichen, fruchtbaren Ebene. Schon seit Jahrhunderten ist sie ganz in Schutt und Trümmer gesunken; Hamadan, eine ziemlich unansehnliche Stadt, ist auf den Schutthaufen erbaut, die sich aber weit über den Umkreis der jetzigen Stadt hinaus erstrecken. Stellenweise bilden die Trümmer ganze Hügel, die bei genauerer Untersuchung noch manchen Schatz an Kunstwerken und Inschriften bieten dürften. Das Bild der Zerstörung so stolzer Pracht und Größe ist ein überwältigendes.

Kaswin, das unsere Reisenden, von Sultanieh östlich weiterziehend, erreichten, ist der Kreuzungspunkt der Straßen von Tabriz nach Teheran und von Isfahan nach Rescht am Kaspiischen Meere. Die bedeutende Stadt hat, wie schon Schillinger erwähnt, eine schöne, große Moschee und namentlich prachtvolle Karawanseraien. Auch er hebt die künstlichen Wasserleitungen hervor, welche den prachtvollen Wein- und Pistaziengärten durch unterirdische Röhren das nöthige Wasser zuführen. Damit es auch in den trockenen Sommermonaten nicht mangle, sammeln sie es in großen Reservoiren, von denen einige über 6000 ebm fassen. Hierliche Kuppeln und Bauten überräumen diese tief im Boden liegenden Brunnenkammern. Die umliegenden Höhen waren einst ein Hauptsitz der Assassinen, jener greulichen Mordsekte, welche seit dem 11. Jahrhundert unter ihrem Oberhaupte, dem „Alten vom Berge“, in Syrien und Persien ihr Unwesen trieb.

Teheran, Persiens jetzige Hauptstadt, hatte zur Zeit, da unsere Landsleute im Jahre 1700 das Reich des Schah durchzogen, noch keinerlei Bedeutung. Sie wandten sich deshalb von Kaswin südwärts und reisten über Kum und Kaschan nach Isfahan, der damaligen Hauptstadt Persiens. Wir aber folgen zunächst dem französischen Reisenden Dieulafoy nach Teheran.

Erst die gegenwärtige Herrscherfamilie der Kadcharen erhob Teheran im Jahre 1798 zur Hauptstadt, um den nomadischen Kriegerstämmen der nahen großen Salzsteppe, welche die Wiege ihres Geschlechts und die Wurzel ihrer Kraft bilden, näher zu sein. Die Lage der Stadt gilt für strategisch sehr gut gewählt, ist aber zur Sommerszeit ungesund. Wer kann, verläßt sie in den heißen Monaten und sucht im nahen Gebirge Schutz und Kühlung. Sie liegt auf einer kahlen Lehmebene 1160 m über dem Meere; nördlich von ihr steigt das Demawendgebirge bis zu einer Höhe von über 20000 Fuß empor. Ganz in ihrer Nähe liegen die Ruinen von Rei, dem alten Rages, das uns aus dem Buche Tobias bekannt ist. Die Einwohner werden im Winter auf 100000, im Sommer auf 60000 geschätzt. Ihr Name — Teheran heißt „die Reine“ — ist nichts weniger als zutreffend gewählt; die Thore sind unansehnlich, die aus Lehm und Backsteinen aufgeführten Mauern häßlich, die Straßen eng und schmutzig. Eine ganz besondere Plage ist eine Wagnenart, so groß wie ein Zwanzigpfennigstück, deren giftiger Biß zweitägiges Fieber, bei Kindern mitunter sogar den Tod zur Folge hat. Nur wenige Bauten sind einer Hauptstadt würdig, so die Hauptmoschee Meschhed-i-Schah, deren Vorderseite mit schöner Schmelzarbeit überkleidet ist, und die angrenzende Meschhed-i-Chan, die große Koranschule, in welcher die Mollahs (Koranlehrer) in der Gesezeskunde unterrichtet werden. Der Palast des Schah nimmt nahezu den vierten Theil der Stadt ein und ist mit eigenen Mauern umwallt. Es sind drei Hauptgebäude, welche in schönen, mit prachtvollen Rosen und großen Schattenbäumen verzierten, weitläufigen Gärten liegen. Die Innenseite der Umfassungsmauern ist mit glasierten Platten belegt,

auf denen Soldaten von riesiger Größe mit geschultertem Gewehr, rosarothem Waffenrock und zeisiggelben Beinkleidern abgebildet sind, welche einen überaus komischen Eindruck machen. Die Paläste enthalten mehrere mit orientalischer Pracht ausgestattete Säle, deren Wände mit kostbaren Marmorarten, mit Mchat und Mosaiken ausgelegt und selbst mit Edelsteinen verziert sind. Die Formen verrathen aber vielfach eine Verquickung arabischen Stiles und französischen Rococos. Die Schwestern des hl. Vincenz von Paul haben ein Klösterchen, in welchem sie als Krankenpflegerinnen und durch eine Mädchenschule überaus wohlthätig wirken. Der Schah ist voll Anerkennung für ihre Thätigkeit und gewährt ihnen einen jährlichen Beitrag von 2000 Mark. Aber der Tod rafft die opferwilligen Schwestern sehr rasch hinweg. Von neun, welche im Jahre 1880 nach Teheran kamen, fand Dieulafoy im darauffolgenden Jahre nur mehr drei am Leben; die übrigen waren den Strapazen der Reise und dem ungesunden Klima der Hauptstadt erlegen.

In Samew oder Sama, 120 km südwestlich von Teheran, traf Dieulafoy die Straße wieder, auf welcher fast 200 Jahre früher unsere Landsleute nach Isfahan gezogen waren. Samew ist Hauptort eines Bezirks, zu welchem 128 Dörfer gehören. Die Gegend ist sehr fruchtbar, so weit sie der Meschedganfluß bewässert; sie trägt Baumwolle, Reis und Weizen. In südöstlicher Richtung weiter ziehend, erreichte Schillinger den 11. Mai Kum und den 14. Mai die bedeutende Stadt Kaschan. In Kum wurden die berühmten Scheichgräber besucht; seine Bedeutung hat es aber durch das Grabmal der Fatime, das von vielen mohammedanischen Pilgern besucht wird. Es steht unter der mit Goldblech bekleideten Kuppel der großen Moschee. Unsere Landsleute sahen Kum zur Zeit seiner Pracht; 1722 verwandelten es die Afghanen in einen Schutthausen, und die heutige Stadt hat kaum mehr den zehnten Theil ihrer frühern Größe. Zahlreiche Störche nisten auf den Trümmern. Kaschan wird „die Braut der persischen Städte“ genannt; sie ist die regelmäßigste und freundlichste Stadt des Reiches und entwickelt einen bedeutenden Gewerbesleiß in Seidenwebereien aller Art, in der Gold- und Waffenschmiedekunst, in der Herstellung bunter glasierter Ziegel u. s. w. Ganz besonders hebt Schillinger den königlichen Lustgarten hervor, „in dessen Mitte ein prächtiger Palast mit tausend Fenstern steht“. Er meint offenbar den eine Meile von der jetzigen Stadt entfernten Palast Fien, der aus drei Gebäudegruppen besteht und dessen untere Räume

durch in Steinkanäle gefaßtes fließendes Wasser gekühlt werden, während die oberen Geschosse, wie Balkone gebaut, Fernsicht auf das Gebirge im Süden und die nach Norden hin sich deh nende Steppe gewähren. Als unsere Landsleute Persien durchreisten, war der Palast dem Botschafter des Königs von Polen zur Wohnung eingeräumt. Sie trafen bei diesem den kaiserlichen Generalquartiermeister Baron von Harsch, der sich durch seine heldenmüthige Vertheidigung Freiburgs gegen die Truppen Ludwigs XIV. Ruhm erworben. Nach der Eroberung und Zerstörung durch die Afghanen ließ Hadschi Hussein Chan die Stadt neu aufbauen und namentlich die Moscheen und Paläste wieder herstellen. Die Straßen sind meist gepflastert, die Kinnsteine mit Platten bedeckt und so reinlich, wie man es im Oriente nicht gewohnt ist. Aus dem Bazar tritt man in eine Anzahl großer Karawanseraien, hier nicht Herbergen für die Reisenden, sondern Waarenlager für die Kaufleute. Einer der herrlichsten Bauten dieser Art ist die sogen. Neue Karawanserai, welche eine Gesellschaft von Kaufleuten erbauen ließ (vgl. das Bild S. 4). Blauegläserne Bänder schmücken den kuppelartigen Bau und bilden eine Menge rautenförmiger, übereinander vorge tragter Abschnitte, deren Verzierungen wiederum durch blaue Ziegel in schönen Arabesken hergestellt sind. Der Anblick ist bezaubernd. Durch große kreisrunde Oeffnungen im Scheitel des Baues fällt das Licht auf die kostbaren Seiden- und Brokatstoffe, welche zum Kaufe ausliegen und meist in Kaschan selbst verfertigt wurden. Eine eigene Abtheilung des Bazars bilden die Werkstätten von 400—500 Kupferschmieden. Der Lärm ist ein betäubender. Große Kameelkarawanen ziehen hier durch, welche das Kupfer fernher aus Rußland bringen und die fertigen Waaren nach allen Theilen Persiens führen. Aus der alten Zeit ragt noch ein schlankes im 13. Jahrhundert erbautes Minaret zu einer Höhe von 150 Fuß empor. Von seinem geländerlosen Kranzgesimse wurden bis auf die neueste Zeit Hebräerinnen auf das Straßenpflaster herabgestürzt. Einst wurde eine arme Sklavin, welche umsonst ihre Unschuld betheuerte, zu dieser Todesart verurtheilt. Wirklich stieß man sie aus der schwindelnden Höhe herab; allein Gott schützte das hilflose Weib; unverletzt und die Betheuerung seiner Unschuld wiederholend, erhob es sich vom Sturze und wurde von der Volksmenge im Triumphe zum Gouverneur geführt, der ihr die Freiheit schenkte und zeit lebens den nöthigen Unterhalt zusprach.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schifferinseln oder der Samoa-Archipel.

Zwischen Amerika und Australien breitet der Stille Ocean, das größte der Weltmeere, seine gewaltige Wassermasse aus. Doch diese ungeheure Fläche ist, besonders auf der südlichen, australischen Hälfte, durchbrochen von zahllosen Inseln, welche den Gesamttnamen Polynesiern erhalten haben. Ungefähr in der Mitte dieses Inselgewirres, unter dem 13.—14.° südlicher Breite und dem 169.—173.° westlicher Länge, liegt die kleine Gruppe der Schifferinseln oder der Samoa-Archipel, welche für Deutschland ein ganz besonderes Interesse hat und daher in jüngster Zeit in der Tagesliteratur so oft genannt wurde. Ihr Flächeninhalt beträgt 2787 qkm oder 50,6 deutsche Quadratmeilen, ist also nicht ganz so groß wie das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, aber größer als der Flächeninhalt von Anhalt. Unter den Inseln und Inselchen des Archipels treten

besonders drei hervor: Sawai, 31 Quadratmeilen mit 13 000 Einwohnern; Upolu, 16 Quadratmeilen mit 16 500 Einwohnern, und Tutuila, 2 Quadratmeilen mit 3800 Einwohnern. Rechnet man dazu ungefähr 2500 Fremde, so beläuft sich die Gesamtzahl der Einwohner auf 35 800.

Auch zu diesen Menschen, die viele, viele tausend Meilen von uns entfernt sind, hat die christliche Liebe und der christliche Opfermuth über Welttheile und Meere den Weg gefunden.

Ehe wir jedoch auf die Christianisirung der Bewohner von Samoa zu sprechen kommen, wollen wir uns das Land selbst und die Leute in demselben ein wenig ansehen.

Wie fast alle Inselgruppen Polynesiens, so sind auch die Schifferinseln durchweg von Korallenriffen umwallt, deren Durchfahrt nur an einzelnen Stellen möglich und fast immer gefahr-

voll ist. Mehr als ein stolzes Fahrzeug, dessen Trümmer die unter dem Wasser verborgenen Riffe bezeichnen, bis ein Sturm die letzte Plankte wegreißt, sind an den von diesen winzig kleinen Tierchen aufgeführten Riesenmauern gescheitert. (Vgl. das Bild S. 9.) Vulkanische Kräfte haben die Inseln aus der Tiefe emporgehoben, was die vielen erloschenen Krater, zumal auf der Insel Savai, bezeugen. Allein hier auf diesen Südsee-Inseln hat die unfruchtbare Lava nicht, wie auf so manchen anderen Punkten der Erde, jedes Wachstum vernichtet, sondern in echt tropischer Fülle entfaltet sich die Baum- und Pflanzenwelt. „Alles“, so schreibt ein Augenzeuge, „prangt auf den Schifferinseln im üppigsten, reichsten Pflanzenwuchs, und dichter Urwald zieht sich bis auf die Spitzen der Berge hinauf. Von diesen Bergen, die sich meistens in der Mitte der Inseln zusammendrängen, senkt sich das Land allmählich in sanften Terrassen bis zum Gestade hinab. Kleine Bäche und Flüsse ziehen sich wie Silberstreifen zwischen den prächtigsten Bäumen der Tropenwelt hin, die von schönen Tauben, langschwänzigen Papageien und anderen buntgefiederten Vögeln belebt sind. Rauschende Wasserfälle stürzen sich hier und da über die Basaltblöcke hinab, und allenthalben wechseln Baumgruppen, grüne Matten und Wohnungen, die im Schatten gewaltiger Brodbäume liegen, miteinander ab.“ Von den drei soeben genannten Inseln ist zwar Savai die größte, wird aber von dem östlich gelegenen kleineren Upolu an Fruchtbarkeit und Bedeutung weit übertroffen. Die Pracht der Vegetation ist hier so herrlich, daß man dieses geeignete Eiland nicht mit Unrecht „die paradiesische Insel“ genannt hat. Ein Beispiel mag diese Fruchtbarkeit veranschaulichen. Bismlich in der Mitte der Insel erhebt sich der 710 m hohe erloschene Vulkan Tafua. Als nun der Reisende Dana diesen Berg erstieg und in den mächtigen Kraterschlund

hinablickte, konnte sein Auge nirgends den Boden erreichen; denn gewaltige, oft über 35 m hohe Riesenbäume beschatteten ihn, und allüberall verschwand das Felsgestein unter einer dichten Pflanzendecke. Angebaut werden auf Upolu, wie auf den beiden anderen Inseln, hauptsächlich Kokospalmen, Brodfruchtbäume und Pisangs; auch Citronen und Orangen gedeihen in ganz vorzüglicher Güte und fangen an ein bedeutender Ausfuhrartikel zu werden. Höchst merkwürdig ist eine Art Feigenbaum, dessen zahlreiche Luftwurzeln von 2 cm bis zu $\frac{2}{3}$ m im Durchmesser sich in den Boden senken. In einer Höhe von 25 m vereinigen sie sich zum

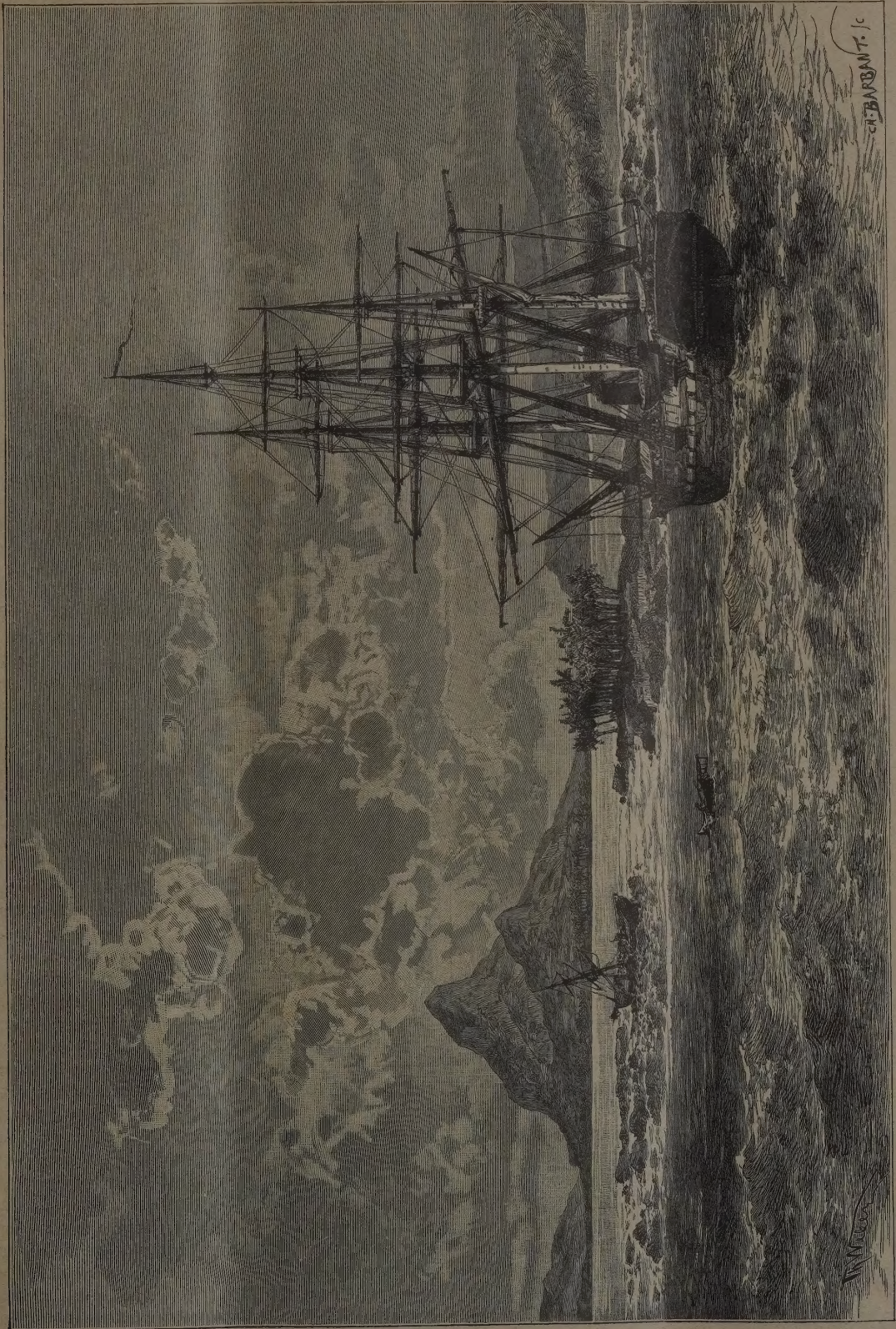
Hauptstamm und bilden ein ungeheures Dach horizontaler Äste. Die Tierwelt bietet keine Besonderheiten; nur unter den Vögeln ist eine Abart hunder Turteltauben zu erwähnen, welche mit ihrem violetten Kopf, grünen Flügeln und rothgesprenkelter Brust, während das übrige Gefieder weiß ist, einen eigenartigen Anblick gewähren.

Die Bewohner des Samoa-Archipels gehören zu der hellfarbigen malayischen Rasse, und alle Berichte stimmen darin überein, daß die Samoaner ein gutmüthiges Völkchen sind, voll heiteren Sinnes, höflich und gastfrei. Freilich haben sie sich im Jahre 1787 durch eine ent-



Mgr. Bataillon.

setzliche Mehelei, welche an zwölf arglosen Franzosen verübt wurde, verächtigt gemacht; allein es scheint, daß diese grausame That ein Racheact war für die Tödtung eines Eingeborenen. Ihre Kleidung ist höchst einfach: für die Männer ein Blättergürtel um die Lenden, für die Frauen ein weißer Mantel, der aus den Fasern des Hibiskus gewebt wird und oft von außerordentlicher Weichheit und Schönheit ist. Uebrigens wird das Tätowiren bei den Samoanern in einem Umfang betrieben, daß die Farben dieser Hautmalerei den Körper fast bekleidet erscheinen lassen. So erzählt uns Freiherr v. Hübn-



Durchfahrt durch die Korallenriffe.

daß er beim ersten Anblick geglaubt habe, die Männer trügen eng anliegende, schwarze, weißgestickte Hosen. Die Wohnungen der Samoaner liegen fast alle am Meeresstrande, so daß man das Innere der Inseln beinahe unbewohnt nennen kann. Es sind große, mit einem Blätterdache versehene Hütten. Das Innere bildet in der Regel ein einziger Raum, der nur selten durch Matten und Flechtwerk abgetheilt ist. Fenster haben diese Wohnungen nicht. Früher waren auch die Samoaner den Greueln der Menschenfresserei ergeben, jetzt besteht ihre Nahrung meistens aus Brodfrucht, Kokosnuß, Yam, Taro und Bataten; auch Fische, Schildkröten und Schalthiere werden von ihnen genossen; seltener das Fleisch von Hunden, Hühnern und Schweinen.

Die religiösen Vorstellungen dieser Inselbewohner, die in fittlicher Beziehung der Vielweiberei und groben Ausschweifungen ergeben sind, bilden ein wirres Durcheinander, in welchem sich aber doch noch einzelne Anklänge an den mosaischen Bericht finden. So z. B. bei der Schöpfung. Im Anfang, so erzählt die samoanische Uebertreibung, gab es nichts als Himmel; die ganze Erde war mit Wasser bedeckt. Einst sandte nun Tangaloa, der oberste Gott, seine Tochter Tuli aus. Dieselbe flog in Gestalt einer Schnepfe lange umher und suchte vergeblich nach einem Ruhepunkt. Endlich fand sie die Spitze eines Felsens aus den Kluten hervorragend, auf welcher sie rasten konnte. Zurückgekehrt zu ihrem Vater, wurde sie wieder ausgesandt, und so mehreremal hintereinander. Jedesmal fand sie die trockene Fläche erweitert. Darauf gab ihr Tangaloa Erdbreich und Samen mit; so entstanden die Pflanzen und Bäume. Neben Tangaloa, dem obersten polynesischen Gott, werden noch besonders verehrt die Kriegsgötter Tamafarga, Sinleo, Onafanua, der Erdbebengott Mafae und der Wettergott Safu. Der Eingang zur Unterwelt befindet sich an der westlichen Küste von Samai und heißt Tasa. Kommt die Seele eines Verstorbenen an diesen Eingang, so muß sie sich wohl hüten, einen dort stehenden Kokosbaum zu berühren, sonst muß sie wieder in den Leib zurück. Ist sie glücklich an dem Baum vorüber, so gelangt sie zu zwei großen Wasserbecken, von denen das eine für die Häuptlinge, Mui, das andere für die Gemeinen, Tulafale, bestimmt ist. Das Leben in der Unterwelt ist von dem auf der Erdoberfläche nicht verschieden. Die Mui, wie die Geister heißen, kochen, jagen und fischen, essen und trinken wie früher.

Was die Sprache angeht, so gehört dieselbe zum malayischen Sprachstamm; wegen ihres Vocalreichtums soll sie wohlklingend, aber wenig entwickelt sein. Im ganzen besitzt das Samoanische 14 Buchstaben mit vielen Nasenlauten, ähnlich dem Portugiesischen. So schreibt der Samoaner Toga, spricht aber Tonga, fast gleichlautend dem brasilianischen São. Merkwürdig ist, daß für verschiedene Dinge auch verschiedene Zahlformen bestehen; „zwei Menschen“ werden also durch ein anderes Zahlwort ausgedrückt als „zwei Bäume“. Besonders merkwürdig für unsere deutschen Leser ist aber die Thatsache, daß viele Wörter mit geringer Umwandlung aus dem Deutschen herübergenommen sind. Da nämlich diese Inseln bis in neuester Zeit sehr vom Verkehr abgeschlossen waren, so stellte sich bei ihrer Erschließung das Bedürfnis nach neuen Wortbildungen ein. Allem Anscheine nach haben nun deutsche Kaufleute, Reisende oder auch Matrosen auf diese Wortbildung entscheidend eingewirkt. So kommt es denn, daß viele Thiernamen, wie Löwe, Bär, Ziege u. dgl., deutschen Ursprungs sind. Ja in allerneuester Zeit ist sogar das Wort „Kaifa“ als Bezeichnung der höchsten Würde in die Sprache von Samoa eingeführt worden.

Dies bringt uns auf die politischen Verhältnisse des Inselgebietes. Früher waren alle Inseln in kleine, unabhängige Gebiete getheilt, welche von Häuptlingen beherrscht wurden. Immerwährende Kriege standen auf der Tagesordnung. In diesen Kämpfen gewannen allmählich zwei Familien größeres Ansehen: die Familie Tupua und die Familie Malietoa (zu deutsch „tapferer Hahn“). Letztere wurde schließlich von Deutschland, Amerika und England als Königsfamilie anerkannt, und ein Schattenkönig dieses Namens residierte bis zum Herbst vorigen Jahres in Mulimuu auf der Insel Upolu. Allein sein Ansehen war bei den Eingeborenen gleich Null. So konnte denn auch der deutsche Consul wegen eines Zwistes diesen „Monarchen“ ohne viele Umstände auf ein deutsches Kriegsschiff bringen und durch dasselbe nach Neu-Guinea schaffen lassen. Wie sich die politischen Verhältnisse weiter entwickeln, muß die Zukunft lehren.

Der Hauptort auf Samoa ist das Städtchen Apia, auf der Insel Upolu gelegen. Der Anblick dieser Niederlassung mit ihren weißen Häusern, hervorschimmernd aus den Kokospalmen, ist von der Seeseite aus ein sehr malerischer. Zumal die katholische Kirche, dicht am Strande gelegen, zieht die Blicke auf sich. (Vgl. die Abbildung im Jahrg. 1879 S. 51 dieser Zeitschrift.)

Gehen wir jetzt dazu über, die Thätigkeit der katholischen Missionäre auf diesen Inseln zu schildern.

Alle Missionen Polynesiens stammen aus der neuesten Zeit, und erst im Jahre 1845 trafen die ersten katholischen Glaubensboten auf den Schifferinseln ein. Seit 1837 hatten die eifrigen Priester aus der Maristencongregation sich mit mehreren Laienbrüdern auf den nahe gelegenen Inseln Wallis und Futuma niedergelassen. Unter großen Entbehrungen und Opfern, und durch die verleumderischen Anfeindungen methodistischer Prediger gehemmt, machten die katholischen Missionäre zwar langsame, aber stetige Fortschritte. Besonders war es der hochw. Herr Bataillon, welcher als erster Oberer der neuen Station durch seinen unermülichen Eifer, seine nie versagende Nächstenliebe und eine wahrhaft heldenmüthige Ausdauer alle Hindernisse in der Kraft Gottes überwand. Bis zum Jahre 1841 war für die Missionäre auf Wallis und Futuma eine Zeit des schwersten Kampfes. Da trat ein Ereigniß ein, welches, nach menschlichem Ermessen einer Niederlage ähnlich, in der Geschichte des Christenthums stets den reichsten Segen des Himmels herabgezogen hat. Auf Futuma schloß das erste Martyrerverblut. Der hochw. Herr Chanel wurde am 28. Mai 1841 aus Wuth über die von ihm vollzogene Taufe eines vornehmen Wilden ermordet. Als wenige Monate später der hochwürdigste Herr Pompallier, Apostolischer Vikar von West-Oceanien, auf Wallis landete, schienen die Herzen der Eingeborenen wie mit einem Schlage umgewandelt. Tausende drängten sich zur Taufe, und in dem kurzen Zeitraum vom 1. Januar bis 1. Mai 1842 empfingen 2200 Personen dieses hl. Sacrament. Die gleiche Veränderung zeigte sich auf Futuma. Der König Sam-Releitein und seine ganze Familie wurde durch Herrn Pompallier in den Schoß der Kirche eingeführt. Diesem Beispiel folgten sofort 114 wohlunterrichtete Katechumenen. Schon im Jahre 1844 waren alle Einwohner der Insel katholisch.

Diese außerordentlichen Fortschritte veranlaßten Papst Gregor XVI., Mittel-Oceanien zu einem besondern Apostolischen Vikariate zu erheben und mit der Leitung desselben den hochverdienenden Herrn Bataillon, Bischof von Enos, zu betrauen. (Vgl. das Bild S. 8.) Unter ungeheurem Jubel der gesammten Bevölkerung empfing der seeleneifrige Priester im Jahre 1843 am

Feste des hl. Franz Xaver die bischöfliche Weihe durch die Hände des Herrn Douarre, Titularbischof von Amata. Als kurze Zeit darauf auf beiden Inseln ein regelmäßiges Pfarrsystem errichtet wurde, mit Kirchen und Kapellen, hörten Wallis und Futuma auf, zu den Missionsländern zu gehören. Mitten in den Fluten des großen Weltmeeres hatte katholischer Glaubens- und Eifermuth, sichtbar unterstützt durch Gottes Gnade, ein neues Reich der Kirche Christi eingegliedert. Hier war also das Werk der Eroberung vollendet. Doch das neue Vikariat umschloß auch die nahegelegenen Schifferinseln, und der thätige Oberhirte zögerte keinen Augenblick, auch auf diesen das Kreuz aufzupflanzen.

Er sandte deshalb im Jahre 1845 den P. Roudaire nach Upolu und den P. Violette nach Savai und gab jedem von ihnen einen Laienbruder mit. Leider war auch auf diesen Inseln der Irrthum der Wahrheit schon zuvorgekommen. Die protestantischen Prediger setzten den Glaubensboten gewaltigen Widerstand entgegen. Vernehmen wir über die erste Zeit der Niederlassung den Apostolischen Vikar, der in einem zusammenfassenden Bericht im Jahre 1852 schreibt: „Was uns gegenwärtig am meisten beschäftigt, das ist der Schiffer-Archipel, der wichtigste von meinem ganzen Vikariat sowohl durch die Menge seiner Bevölkerung, als auch durch die vielen Schiffe, die seine verschiedenen Häfen besuchen. Während der Monate, die ich dort zubrachte, gab uns die hl. Jungfrau neue Beweise ihres mütterlichen Wohlwollens. Unsere Missionäre hatten hier mehr als anderswo gegen große und zahlreiche Vorurtheile zu kämpfen; jetzt sind dieselben fast gänzlich verschwunden. Die protestantischen Geistlichen herrschten dort ganz allein. Mit Gewalt wollten sie uns zu Grunde richten, sind aber dabei selbst zu Grunde gegangen, oder müssen wenigstens ihren Glanz und ihre Macht erblichen sehen, während wir im Verhältniß größer werden. Allmählich haben wir das Vertrauen der Eingeborenen und Europäer, die sehr zahlreich sind, erworben. Der berühmte Britchard, bekannt durch seine Geschichte von Taiti, ist unser Freund geworden. Anfanglich wollte er nicht, daß wir nur einen Zoll breit Erde auf den Schifferinseln besäßen; jetzt hat er uns sein mitten am Haupthafen der Insel wunderschön gelegenes Haus abgetreten. Auch der amerikanische Consul hat uns sein Eigenthum angeboten, und wir stehen nahe daran, diese Besitzung zu kaufen. Die Gewinnung dieser zwei unbeweglichen Güter, welche zu den besten der Insel gehören, wie unsere Einführung auf den Platz von jenen, welche sich alle mögliche Mühe gaben, uns aus dem Lande zu jagen, sind bemerkenswerthe Anzeichen und versprechen auf die Eingeborenen eine ausgezeichnete Wirkung hervorzurufen. Schon jetzt sind dieselben den Protestanten gegenüber sehr erkaltet, so daß es nicht lange mehr dauern wird, bis sie dieselben ganz verlassen werden. Allein ehe sie sich endgiltig dem Katholicismus zuwenden, wird doch wohl noch eine geraume Zeit verstreichen. Augenblicklich befinden sich die Inselbewohner in einem solchen Zustand von Gleichgiltigkeit, daß man durch Drängen wenig gewinnen würde. Es kam uns daher der Gedanke, daß es einstweilen das Beste wäre, eine schöne Kirche auf unserem neuen Eigenthum zu bauen und in dieser Kirche alle religiösen Ceremonien mit großer Pracht auszuüben. Dieses Eigenthum ist ein Centralpunkt und wird früher oder später eine europäische Kolonie werden. Auch werden wir eine Schule eröffnen und durch Arzneien die Eingeborenen zu gewinnen suchen.“ Die Voraussicht des Bischofs erwies sich als zutreffend. Kaum drei Jahre waren verfloßen, und zu Apia hatten sich drei stattliche Gebäude erhoben, das

Eigenthum der katholischen Mission: eine steinerne Kirche, eine Priesterwohnung und eine Schule. Bereits im Jahre 1861 waren weitere Fortschritte zu verzeichnen, und mit dankerfülltem Herzen berichtet der Apostolische Vikar, wie Gott die Arbeiten und Leiden segne. Allein wir müssen über die Anfänge dieser Mission etwas rascher hinweggehen; die Gründungsgeschichte läßt sich in das Wort zusammenfassen: „Alle Anfang ist schwer.“ Einige Augenblicke wollen wir aber doch noch bei den Jahren 1864 und 1866 verweilen, weil sie in der Missionsgeschichte von Samoa einen neuen Abschnitt bezeichnen.

Dreiundzwanzig Jahre fortwährender Entbehrungen hatten die Kräfte des hochw. Herrn Bataillon erschüttert. Er wandte sich nach Rom und bat um einen Coadjutor, der ihm helfe, die Last des Oberhirtenamtes zu tragen. Der Heilige Stuhl ging auf seinen Wunsch ein, und der hochw. Ludwig Ellou aus der Maristencongregation wurde am 30. November 1864 zum Titularbischof von Tipasa consecrirt. Der hochw. Herr, welcher bisher Oberer der Mission von Upolu gewesen war, schickte im Jahre 1866 einen ausführlichen Bericht über den Samoa-Archipel an den Generalrath der Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens. Dieser interessanten Mittheilung entnehmen wir folgendes:

„Samoa ist der oceanische Name für den Archipel, welchem Bougainville im Jahre 1768 den Namen der Schifferinseln gab, ohne Zweifel wegen der vielen Piroguen, denen er dort begegnete. Die Samoaner besuchen nämlich sehr gerne die verschiedenen Inseln ihres Archipels, so daß man ohne Uebertreibung sagen kann, daß sie einen großen Theil ihres Lebens mit Reisen und Besuchen verbringen. Ganze Dorfschaften, zwei-, dreihundert Köpfe stark, Männer, Frauen und Kinder, verwenden Monate auf derlei Besuchsreisen. Wo ein solcher Zug, den sie Malaga nennen, hinkommt, sind leider große Ausschweifungen an der Tagesordnung, besonders auf Savai und Tutuila. Diese thörichte Sitte ist eines der Haupthindernisse für die Ausbreitung der Religion. . . . Das Klima hier ist nicht ungesund trotz seiner tropischen Beschaffenheit. Zwar verursacht es eine fortwährende Transpiration, die bei der geringsten Arbeit oder Bewegung sehr heftig wird; dennoch kann man bei einiger Vorsicht und mit guter Nahrung seine Kräfte lange erhalten. Apia, von wo aus ich schreibe, ist der Haupthafen des Ortes. Jährlich wird von hier aus für 500 000 Francs Kokosöl ausgeführt; die Einfuhr beläuft sich auf ungefähr 725 000 Francs. Diese Zahlen werden in Bälde bedeutend steigen; denn Europäer wie Eingeborene haben mit der Anpflanzung von Baumwollestauben begonnen. Auch wir werden uns an diesen Pflanzungen theilhaben, und hoffen so ein Mittel zu gewinnen, um unsere Schulen zu unterhalten. Zu diesem Zweck haben wir für 33 000 Francs ein Grundstück erworben. Es liegt gerade dem Hafeneingang gegenüber und ist sehr fruchtbar; ein Bächlein durchströmt es. Am Ausfluß dieses Gewässers in das Meer stehen die Kirche und das Missionshaus. Die Kirche ist aus Stein aufgeführt und mit einem Glockenthurm von 80 Fuß Höhe geziert. Das Missionshaus ist einstweilen noch nichts anderes als eine elende Hütte aus Zuckerrohrblättern. Doch auf unserem Grund und Boden haben wir einen Steinbruch; außerdem besitzen wir ein Pferd, einen Esel und einen Karren. Unsere Neophyten bereiten Kalk aus den Meereskorallen. Sie sehen, es läßt sich etwas machen. Das nöthige Bauholz wird uns zwar größere Kosten verursachen; deshalb heißt es langsam vorangehen. Unsere Absicht ist, ein Gebäude aufzuführen, welches

im Nothfall alle Missionäre des ganzen Archipels beherbergen kann, das also ein Mutterhaus werden wird. Für dieses Jahr sind aber unsere Geldmittel erschöpft durch den Bau zweier Anstalten: einer Schule, von Schwestern geleitet, und eines Collegiums zur Heranbildung junger Katechisten.

Am westlichen Ende unseres Eigenthums, auf einem lustigen Hügel steht die Wohnung der Schwestern U. L. F. von den Missionen. Sie haben 16 Zöglinge, theils Samoanerinnen, theils Kreolinnen. Nur zwei Schwestern leiten bis jetzt die Anstalt. Das Collegium für die Katechisten ist zwischen dem Hause der Schwestern und dem unserigen. Die Mehrzahl der Katechisten sind junge, verheiratete Leute; deshalb besteht auch die Anstalt aus getrennten Wohnungen; einstweilen haben wir acht Häuschen, wir hoffen aber die Zahl bald zu verdoppeln.

Diese jungen Leute, welche unter der Aufsicht des P. Violette stehen, besorgen auch die Taro-, Bananen- und Baumwollpflanzungen. Der Ertrag der letzteren belief sich dieses Jahr auf 1500 Francs. Außerdem haben wir über 1000 Kokospalmen gepflanzt, von denen wir in vier bis fünf Jahren ergiebige Ernte erhoffen. Ähnlich wie diese Niederlassung in Apia sind unsere anderen Stationen beschaffen.

Auf der Insel Upolu zählen wir deren noch vier, auf Savai zwei, auf Tutuila eine noch im Entstehen begriffene. Vergangenes Jahr (1863) sind von uns sechs Kapellen und zwei große Kirchen gebaut worden. Eine der letzteren, die größte des ganzen Archipels, ist das Werk des P. Berne. Sie steht auf der äußersten Ostspitze von Upolu; die andere, im Westen der Insel, wurde von P. Dübreul und Br. Karl ers



Die Bahn nach Darbschelling.

baut. Zwar ist sie weniger groß, aber schöner als die erste; es ist eine dreischiffige, gothische Kirche. In Apia hatte Bischof Bataillon ebenfalls eine große Kirche errichten lassen; doch ein furchtbarer Orkan hat sie am 29. Januar 1863 vollständig zerstört. Dieser Sturm hat auch zwei unserer Niederlassungen arg beschädigt. Endlich haben wir während der letzten zwei Jahre zwei samoanische Bücher drucken lassen: einen Großen und einen Kleinen Katechismus. Ersterer wurde zu Lyon in einer Auflage von 6000, letzterer in Sidney in einer Auflage von 4000 Exemplaren gedruckt. Zu dieser bedeutenden Ausgabe mußten wir uns verstehen wegen der protestantischen Secten, welche hier eine eigene Druckerei besitzen und durch die Londoner Bibelgesellschaft mit Büchern versehen werden. Die

Zahl der Katholiken nimmt täglich zu; aber da sie oft weit weg wohnen, können wir sie nur selten besuchen. In den entlegensten Dörfern hält ein Katechist die öffentlichen Gebete ab. Unter ihm steht auch die Schule, in welcher die Erwachsenen zur heiligen Taufe vorbereitet werden. Gewöhnlich hat er es mit zwei, drei, ja fünf bis sechs protestantischen Katechisten zu thun, welche es sich angelegen sein lassen, die katholische Lehre zu entstellen. Augenblicklich sind unsere Katholiken auf dem ganzen Archipel in 60 Dörfer vertheilt; ihre Gesamtzahl beläuft sich auf 3000. Für dieselben haben wir 47 Kirchen und Kapellen erbaut, darunter 11 aus Stein, 14 aus Holz und die übrigen aus Bambus. Die einflußreichsten Häuptlinge sind uns gewogen. Einer derselben, der jüngst die heilige Taufe

erhielt, ist ein wahrer Apostel; keine Woche vergeht, ohne daß er uns Katechumenen zuführte.“

Aus diesem Bericht geht deutlich hervor, daß die katholische Religion nach zwanzigjährigem hartem Kampfe festen Fuß auf

den Schifferinseln gefaßt hat. Freilich waren noch nicht alle Prüfungen zu Ende; doch die Samoa-Mission konnte im Vertrauen auf Gott ruhig der Zukunft entgegensehen.

(Schluß folgt.)

Im Himalaya.

(Nach den Mittheilungen des hochw. Herrn Saleur, Missionär des apostol. Vikariats Tibet.)

1. Britisch-Sikkim und seine Hauptstadt Darbheling.

Das Gebirgsland Sikkim umfaßt die schönsten Partien des Himalaya. Auf einem verhältnißmäßig geringen Flächenraum

finden sich die Großartigkeit und schärfsten Gegensätze der Alpen- und Tropenwelt nahe aneinander gerückt. Da ragen riesige Gletscher empor, neben denen jene der Alpen und Pyrenäen wie Zwerge verschwinden müßten; da stürzen von den Felsen-



Ansicht von Darbheling.

höhen in tosendem Schwall Wasserfälle, ja ganze Ströme herab, mächtiger als die größten Flüsse Frankreichs. Weiter hinauf in ungemeßenen Höhen bespülen azurblaue Seen lachende Wiesen, auf denen tibetanische Hirten ihre Heerden zur Weide treiben, wo die freien Thiere der Berge und das Wild der nahen Forste umherschweifen. Der Himalaya, welcher das ganze Ländchen Sikkim umschließt und als natürliche Grenze gegen Tibet, Bhutan und Nepal absperrt, ist bekanntlich das gewaltigste Hochgebirge der Welt. Ewiger Schnee deckt seine Gipfel, und seinen Gletschern entspringen die größten sagenumwobenen Ströme Indiens. Die Bergriesen hinan lagert sich Zone um Zone mit ihrem wechselvollen Reiz; jeder Augenblick bietet neue bunte Mannigfaltigkeit. Während die Firnen im Polareise starren,

glüht unten die Sonne der Tropen. In wenig Tagen kann man die vier Jahreszeiten durchleben, alle Erzeugnisse der Natur in aufsteigender Reihenfolge schauen und den Menschen auf den verschiedensten Culturstufen beobachten. Wenn aber das Auge mit vollem Entzücken auf der Pracht der Himalaya-Natur ruhen, wenn die Seele die Wunder der Schöpfung ganz erfassen soll, dann muß man hinabsteigen von den Bergen bis in die bengalische Ebene. Nirgends zaubern die Bäche und Ströme ein üppigeres Grün hervor als hier; nirgends breitet der Himalaya seinen Reichtum in so verschwenderischer Ueberfülle aus, als gerade hier. Wer nie in den Tropen gelebt hat, kennt die unerschöpfliche Fruchtbarkeit dieser unvergleichlich schönen Natur nicht, er weiß nicht, wie weit ihre Kraft und die Fülle ihres Lebens reicht.

Leider birgt auch dies Land neben all seiner Herrlichkeit gar manchen Schrecken. Derselbe Boden, welcher in wunderbarem Wechsel die schönsten Arten der Thier- und Pflanzenwelt trägt, nährt zugleich Wesen, welche dem Menschen schädlich, ja tödbringend sind. Da tummeln sich der wilde Elefant, der Leopard und das Nashorn; in dichten Dschungeln lauert der Tiger auf seine Beute; was sich naht, gehört ihm, ja zuweilen wagt er es sogar, der Macht des Menschen zu trotzen. Hier wimmelt es von Myriaden gefährlicher Wesen. Verursacht schon der Stich der Moskito's einen brennenden Schmerz, so ist der mancher Skorpione sogar tödlich. Reptilien, deren Gift jedes Gegenmittel unwirksam macht, halten den Wanderer in Furcht; denn ihr Biß bringt unfehlbar den Tod.

Darbscheling ist der große Kurort Englisch-Indiens und das Stelldichein der Touristen aus aller Herren Länder. Leicht an den Ausläufer des Senga angelehnt, inmitten einer unvergleichlichen Landschaft, setzt sich die eigentliche Stadt aus den schmucken Landhäusern zusammen, welche sich an den Seiten des Berges hinaufziehen. Dank seiner erhöhten Lage (7175 Fuß) sowie der naßen Schnee- und Eisregion erfreut sich der Ort, im Gegensatz zur tropischen Hitze der Ebene, einer milden Temperatur. Vor Darbscheling beleuchtet die Sonne eines der großartigsten Naturbilder. Im Hintergrunde erstahlen im jungfräulichen Weiß des ewigen Schnees die glänzenden Gipfel des Himalaya. Wie gewaltige Riesen recken sich der Kantischindschinga und Mount Everest über ihre Umgebung empor. Der höchste Berg Europa's, der Mont Blanc, erreicht kaum die Hälfte des vorigen, dessen Gletscher höher ist, als die höchste Spitze der Alpen. Ehemals bildete Darbscheling mit dem südlichen Himalaya einen Theil des selbständigen Sikkim. Als im Februar 1828 gelegentlich der Höhenmessungen des Himalaya der Resident von Nepal, Mr. Grant, in Begleitung des Capitäns Lloyd in diese Gegend kam, traf er an Stelle der heutigen Stadt nur einen armseligen Weiler aus Erd- und Bambushütten. Ueberrascht von der schönen Lage des Ortes, und des günstigen Gebirgsklimas, sich wohl bewußt, beschloßen die Herren, diesen Theil Sikkims von dem Rajah zu erwerben und zu einem Kurorte für Bengalen anzuordnen. Nach Calcutta zurückgekehrt, richteten sie eine diesbezügliche Eingabe an den Generalgouverneur der indischen Compagnie, Lord William Bentinck; zwei Jahre später erfolgte dann die Genehmigung durch Major Herbert, den Oberinspector der Trigonometrischen Gesellschaft in Sikkim. Die eigentlichen Verhandlungen begannen erst zu Anfang 1835; wenige Monate später trat der Rajah den District von Darbscheling gegen eine jährliche Rente von 6000 Rupien (etwa 12 000 M.) an die Compagnie ab. Capitän Lloyd begann sofort mit Dr. Chapman seine Thätigkeit auf der neuen Station. Dem Nachfolger des Capitäns, dem Residenten von Nepal Dr. Campell, verdankt Darbscheling vorzüglich seine erste Blüte. Während seines fünf- und zwanzigjährigen Aufenthaltes baute Campell Straßen, regelte den ziellosen Lauf der Flüsse, schuf die St. Andreaskirche, den Justizpalast, die Kasernen der englischen Truppen, das Lazareth für die Genesenden, organisirte die verschiedenen Verwaltungszweige. Ihm verdankt Darbscheling einen Theil der bengalischen Flora. Da Dr. Campell sein Amt antrat, zählte die Bewohnerschaft kaum einige hundert Familien, welche da und dort in den Bergen zerstreut haften; heute leben dank der jährlichen Einwanderung in dem Ländchen 200 000 Menschen. Indes schien die neue Stadt anfänglich zu einem kümmerlichen Dasein verurtheilt. Ihre verlorene Lage mitten im Himalaya,

fern von jedem bedeutenden Centrum, ohne rechte Verkehrswege, durfte sie wohl kaum hoffen lassen, in kurzer Frist eine Stadt ersten Ranges zu werden.

In richtiger Würdigung der Dinge legten die verschiedenen Gouverneure von Calcutta ein ganzes Eisenbahnetz an, das, die Ebene von Bengalen durchschneidend, im Jahre 1878 bis nach Seligore am Fuße des Himalaya ausgebaut wurde. Wenngleich dies schon eine bedeutende Errungenschaft war, so konnte und durfte man dabei doch nicht stehen bleiben; mußten sich ja die Reisenden von der Endstation bis nach Darbscheling zu Pferde oder im Ochsenwagen, in der Tonga oder im Dandy noch einer dreitägigen mühenollen, langweiligen Reise unterziehen. Für alles Gepäc gab es kein anderes Beförderungsmittel, als den Rücken der Bhutanier und Lepchas. Dabei war Diebstahl an der Tagesordnung und Unterschlagung von Kassen keine Seltenheit. Immer fühlbarer machte sich das Bedürfnis eines sichern Schienenweges bis Darbscheling, so daß endlich eine Gesellschaft von Ingenieuren ernstlich den Plan einer Gebirgsbahn ins Auge faßte. Diese, was Steighöhe betrifft, einzig in der Welt dastehende Bahn ist das Werk des Lieutenant-Gouverneurs von Bengalen Sir Ashley Eden. In kühnen Bindungen leitete sie der englische Ingenieur Prestage den tiefen Abgründen entlang bergauf. Die ersten Arbeiten begannen im April 1879; zwei Jahre später fand in Gegenwart des Gouverneurs, des Bauführers und der englischen Landesbehörden am 4. Juli die feierliche Eröffnung der Linie statt.

Die Fahrt ist großartig; die Himalaya-Flora entfaltet sich in ihrer ganzen Pracht. Banianen, Magnolien, Pisangs, Orchideen, Rhododendren, kolossale Bambus- und Schlingpflanzen wuchern und ragen zu beiden Seiten empor. Und diese Abgründe! Tausende von Fuß tief gähnen sie neben den Brustwehren des Damms! — Heute legt man den Weg von Calcutta nach Darbscheling, zu dem man ehemals einen Monat benötigte, in 26 Stunden zurück. Seither kannte die Stadt in ihrem Entwicklungsgange keinen Stillstand mehr. Eingeborene Fürsten entfalten um den Preis großer Unkosten den ganzen orientalischen Luxus; die Gouverneure von Bengalen haben den Ort für einen Theil des Jahres zu ihrem Lieblingsaufenthalte gewählt. Hier bewegt sich fortwährend die Elite der europäischen Gesellschaft, welche die junge glänzende Himalaya-Stadt durch ihre zahlreichen Feste herbeigelockt hat. Darbscheling, die Vielgeseuerte in ganz Indien, ist unstreitig einer der beliebtesten Orte. Auf einem Flächenraum von 6 km schaut der erstaunte Besucher in buntem Kranze geschmackvolle Willen; zwischen den dunkeln Stämmen der Parke hindurch schimmern aus prächtigen Gärten freundliche Landhuse hervor, und ringsum breiten Natur und Kunst den reichsten Wechsel ihrer Schönheit aus.

Von den zahlreichen öffentlichen Gebäuden müssen wir zunächst das gastliche Haus der hochw. Kapuzinerpatres aus der Mission von Patna, das katholische St. Josephs-Colleg, das Kloster und Pensionat der Lorettoschwesteren erwähnen. Weiterhin erhebt sich der seit zwei Jahren vollendete schmucke Bau der katholischen Pfarrkirche. Die Protestanten besitzen gleichfalls in der Stadt zwei höhere Anstalten für Kinder ihrer Confession. Zwischen dem Rathhaus und dem Casino steht die protestantische Andreaskirche, deren Thurmspitze von weitem die Nähe Darbschelings verkündet. Unfern von diesem Gebäude findet sich sogar ein Theater, das zu Zeiten von tüchtigen Kräften bedient ist. Die ursprüngliche Stadt besteht zum größten Theile aus Bazaren der Eingeborenen in allen möglichen Stilarten. Hier begegnet

man einem vollständigen bunten Völkergemische des großen asiatischen Hochlandes. Der Lärm, welchen die wogende Menge an Markttagen durch Rufen, Schreien, Singen u. s. w. verursacht, spottet jeder Beschreibung. Indes ist es gewiß nicht uninteressant, in dem Gewühl die verschiedenen Völker: Limboos, Lepchas, Bewohner von Nepal, Gurkas, Kabulier, Leute aus Kaschmir zu beobachten. Auf kräftigen, lebhaften Pferden kommen die Bhutanen und Tibetaner herbei; unbekümmert um das dichte Gedränge zeigen sie ihre kühnen Reiterkünste, mögen auch die Nächststehenden hundertmal in Gefahr kommen, unter die Hufe zu gerathen.

Im Norden der Räden liegt ein Tempel, der nach Angabe einiger dem Brahma, nach der Aussage anderer dem Buddha geweiht ist. Schlank erhebt sich das Heiligtum und schließt die sich verjüngenden Absätze in einer Kuppel. Ringsum wohnen in einzelnen Häusern buddhistische Mönche, Brahminen, Gözenverkäufer, Händler mit Amuletten und Gebetsmühlen. Betritt man dasselbe, so gelangt man zuerst in den äußern Hof, wo die religiösen Waschungen vorgenommen und die Gaben dargebracht werden; weiter hinauf in das Innere führt eine Treppe. Zu beiden Seiten derselben halten überlebensgroße Menschen- und Göttergestalten, in Stein gearbeitet, Wache. Obgleich nun derartige Bauwerke unstreitig in ihren Einzelheiten einen überladenen, fast möchte man sagen ungebildeten Geschmack verrathen, so läßt sich doch andererseits eine große, wenn auch bizarre Originalität nicht verkennen. Die leuchtenden Farben der tausend Götter und Göttinnen machen die getreue Wiedergabe eines solchen Tempels geradezu unmöglich. Mag auch die Zeichnung noch so vollkommen sein, es fehlt ihr stets das eigenthümliche Colorit, welches beim ersten Anblicke in dem Beschauer die völlig fremdartige Wirkung der orientalischen Kunst hervorbringt. Uebergehen wir die Profanbauten, welche sich uns auf dem Wege durch die Stadt darbieten, um noch eines gemeinnützigen Instituts zu gedenken. Vor 1882 besaß Darbsheling kein Spital für Europäer, so daß die Kranken, welche in Gasthöfen und Miethshäusern ein Unterkommen suchen mußten, oft genug ohne Arzt und sorgliche Pflege sich selbst überlassen blieben. Um diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen, ließ Sir Ashley Eden im genannten Jahre mitten

im Centrum der Stadt das jetzige großartige Eden-Sanatorium in Angriff nehmen.

Das Klima von Sittim ist für junge Leute außerordentlich zuträglich. Kinder, die in Darbsheling geboren wurden und aufwuchsen, sind pausbäckig, lebhaft, stark, kurz strotzend von Gesundheit. Kinder aus der Ebene sind im Gegenfalle blutarm, bleich, mürrisch und unfähig, sich einer anstrengenden ausdauernden Arbeit zu unterziehen. Im Verhältniß zur großen Zahl ist die Sterblichkeit unter der Jugend in Darbsheling unbedeutend. Scharlachfieber, Masern und ähnliche Kinderkrankheiten sind gänzlich unbekannt; ja man erinnert sich sogar nicht, daß je ein Europäer an dieser gesegneten Stelle von der Cholera ergriffen worden wäre.

Seit 1842 begann man sich ernstlich mit der Schulfrage zu beschäftigen; heute darf sie als gelöst betrachtet werden. Unter allen Anstalten nimmt, was Größe, Lehrkräfte und Schülerzahl betrifft, jene der Schwestern von Loreto den ersten Platz ein. Bedürfte es noch eines Beweises für die anerkannt vorzügliche Erziehungsweise der Ordensfrauen, so läge er gewiß darin, daß die bedeutenden Gebäulichkeiten für die stets im Wachsen begriffene Zahl von mehr als 200 Kindern sich zu klein erweisen. Zwei Drittel der Mädchen sind katholisch, der Rest protestantisch; doch kommen unter letzteren alljährlich nicht seltene Conversionen vor. Etliche Minuten weiter liegt auf einer Anhöhe das Colleg der Kapuzinerpatres. Hier war es mir während einer zweimonatlichen Krankheit, in der mir der hochw. P. Ludwig die aufopferndste Pflege angedeihen ließ, möglich, die Arbeiten der Väter in nächster Nähe zu beobachten. Leider mußte ich auch hier die traurige Erfahrung machen, wie Mangel an Arbeitern und materielle Noth nicht gestatten, so manches gute Werk, das zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, in der günstigen Entwicklung weiter zu führen. Der Obere des Hauses, P. Ludwig, welcher zugleich Militärkaplan und Pfarrer der Station ist, muß täglich in den Collegien von Sallapahar und Darbsheling unterrichten. In diesem hat man letztes Jahr 70 Zöglinge aufgenommen, unter denen höchstens 6 Protestanten sind. Bei der großen Leichtigkeit des Verkehrs mit der Ebene ist ein geistlicher Fortschritt der Anstalten außer Frage.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Apostol. Vikariat Mandschurei. Herr Eugen Litou, aus der Pariser Gesellschaft für die auswärtigen Missionen, theilte kürzlich aus Peking ganz interessante Einzelheiten über die chinesische Schule mit, welche die Missionäre daselbst leiten:

„Das Wetter ist hier zu Lande im Winter nicht gar milde und das Klima keineswegs gemäßig: während zwei Monaten herrscht eine recht bittere Kälte, die Temperatur hält sich dann zwischen dem 27. und 32.° unter Null; zuweilen sinkt das Thermometer gar auf den 36. oder 37.° Grad; das geschieht aber doch nur selten. Wir müssen daher jeden Abend unsere Khangs (Defen) heizen, um während der Nacht vor der Kälte geschützt zu sein. Dieses Jahr liegt nur eine dünne Schneedecke; sie ermöglicht es uns jedoch, im Schlitten unsere weiten, eintönigen und öden Ebenen zu durchkreisen. Diese sind ziemlich

bewohnt und erhalten fortwährend neuen Zuzug aus den überfüllten Sübprovinzen China's.

Sie wünschen Nachrichten über unsere Zöglinge; mit Freuden theile ich sie Ihnen mit; denn, wovon das Herz voll ist, davon fließt der Mund über!.

Zuerst ein paar Worte über unsere Schulgebäude. Denken Sie sich einen langen Saal, der, um möglichst viel Sonnenwärme aufzufangen, dem Süden zugelehrt ist. Der nördlichen und südlichen Mauer entlang sind zwei Ziegelbauten hergerichtet, etwa $\frac{2}{3}$ m hoch und 2 m breit, mit platter Decke. Sie sind an die Mauern angebaut. Wir nennen sie Defen. Jeder derselben ist mit mehreren Oeffnungen versehen, wodurch man sie heizen kann und von denen vier oder fünf Röhren ausgehen, welche die Wärme nach allen Richtungen hin leiten. Zwischen den beiden Defen ist freier Raum. Der auf der Nordseite befindliche hat den Zweck, während der Nacht gegen die Kälte

zu schützen. Für jeden Bögling ist durch Bretter ein kleiner Raum abgetrennt, in dem er seine Lagerstätte hat. Der südliche dient für die Zeit des Studiums. Um jeden der dort aufgestellten niedrigen Tische sitzen vier Böglinge, die aus Leibeskräften ihre chinesische Lektion schreiben. Ich sage: schreiben; denn auf diese Weise suchen sie den Laut für jedes Schriftzeichen ihrem Ohre einzuprägen und damit eine der größten Schwierigkeiten der chinesischen Sprache zu überwinden.

Unterrichtsgegenstände sind nur die chinesische und die lateinische Sprache. Erst nach ein- oder zweijährigem Studium der chinesischen beginnen die Kinder mit dem der lateinischen, damit sie sich mit Nutzen des lateinisch-chinesischen Wörterbuchs bedienen können.

An geistiger Begabung fehlt es den Chinesen durchaus nicht; mehrere sind sehr intelligent. Wenn ich an meine Jugend zurückdenke und zwischen meinen damaligen Mitschülern und meinen gegenwärtigen Böglingen einen Vergleich anstelle, so zweifle ich in der That, ob die jungen Europäer ihren chinesischen Altersgenossen um vieles voraus sind.

Der liebe Gott hat uns zuerst geprüft, darnach aber uns reichlich gesegnet. Sie wissen schon, worin die Prüfung bestanden hat, daß nämlich

unser Colleg zusammengestürzt und bei dieser Gelegenheit drei Böglinge verwundet und einer getödtet worden ist. Dieser ist nun bei den Engeln im Himmel und betet für uns. Jener Schlag der Vorsehung hat auf manche unsere Kinder einen recht heilsamen Einfluß ausgeübt; sie haben sich seitdem sichtlich

gebessert; jetzt herrscht in unserem Colleg wirklich ein guter Geist; die Böglinge lieben Gott von Herzen und dienen ihm treu.

Vor kurzem kam einer von ihnen zu mir und sagte mir: „Pater, ich will Buße thun.“ „Welche denn?“ erwiderte ich. „Ich will fasten und bitte Sie um Erlaubniß, es morgen thun zu dürfen.“ Sie können sich schon denken, was ich antwortete. Ich entließ ihn mit der Bemerkung, die beste Buße bestehe in der treuen Erfüllung der täglichen Pflichten.

Ich hatte vor, Ihnen noch einige Vorkommnisse umständlicher zu erzählen, welche beweisen, daß die Gnade keinem mangelt, auch den Heiden nicht. Leider fehlt es mir an Zeit. Vernehmen Sie wenigstens eines. Kürzlich erhielten wir den Besuch eines Herrn, der 30 Meilen von uns entfernt wohnt. Er war zu Pferde. „Endlich“, rief er bei seiner Ankunft aus, „habe ich Sie doch gefunden. Vor zwei Monaten besuchte ich in unserem Gebirge eine berühmte Pagode. Plötzlich, in einem Augenblicke, wo ich allein war, vernahm ich eine Stimme, die aus einer Wolke mir zurief: „Werde Christ, werde Christ!“ Ich wußte gar nicht einmal, was ein Christ sei, niemals hatte ich von dieser Religion etwas gehört. Ich kehre nach Hause zurück; meine Verwandten



Kinder aus der Umgebung von Darbscheling.

wissen es ebenso wenig, niemand im ganzen Dorfe kann mir Auskunft geben. Immer aber tönte das Wort mir in den Ohren. Ich wollte mich daher auf den Weg machen, um diese Religion aufzusuchen. Man lachte mich aus; ich war schwach genug, nachzugeben. Schließlich konnte ich jedoch der Stimme

meines Gewissens nicht länger widerstehen. Ich stieg zu Pferde und legte eine Strecke von vielen Meilen zurück, ohne irgend etwas über jene Religion erfahren zu können. Acht Tage irrte ich umher, und endlich bin ich hier angekommen.'

Dieser Heide erhielt nun Unterricht, nahm Bücher mit und versprach, bald wiederzukommen. Ist das nicht eine Bestätigung jenes Wortes des hl. Thomas: „Ja, der liebe Gott würde lieber einen Engel vom Himmel schicken?“

Vorderindien.

Bisthum Tritschinopoly. Durch die neue hierarchische Eintheilung Indiens ist die frühere Mission oder das Apostolische Vikariat von Madura in das Bisthum Tritschinopoly, welches zur neuen Kirchenprovinz Pondichery gehört, verwandelt worden

(vgl. Jahrg. 1887, S. 244). Der hochwürdigste Bischof Msgr. Cano S. J., welcher der Mission von Madura schon 42 Jahre vorstand, gibt uns das folgende Gesamtbild der Unterrichtsthätigkeit und ihrer Erfolge:

„Dank dem liebevollen Meister, der die Mühe seiner Arbeiter zu segnen sich würdigt, sehen unsere Missionäre die Heerde von Jahr zu Jahr anwachsen. Namentlich im Süden der Mission, in der Gegend um Tuticorin, welche der hl. Franz Xaver mit seinem Schweiße befruchtete, sind die Bekehrungen zahlreich. Im Norden geht es nicht so gut vorwärts; nichtsdestoweniger zählen wir allein in der Stadt Tritschinopoly 15 000 Katholiken. Es ist gewiß ein Trost, eine zahlreiche Gemeinde zu haben; aber derselbe wird durch den Gedanken, daß die Katholiken den 60 000 Heiden und 30 000 Mohammedanern



Das neue Colleg in Tritschinopoly.

gegenüber, welche die Stadt bewohnen, doch immer noch ein kleines Häuflein sind, bedeutend herabgemindert. Tritschinopoly ist eine der Hauptvesten des indischen Heidenthums. Ein hoher Fels beherrscht die Stadt, dessen Gipfel mehrere Pagoden krönen, als ob Satan dadurch verkünden wollte, er sei der Fürst dieser Stadt. Die einflußreichsten seiner Schüler, deren Bekehrung seinem höllischen Reiche den schwersten Schlag versetzen würde, sind die Brahminen. Ihre Kaste ist hier sehr zahlreich, und aus ihr werden die Gözenpriester genommen. Gerade um an der Bekehrung dieser Kaste mehr arbeiten zu können, haben wir unser Colleg von Negapatam nach Tritschinopoly verlegt. Wir hoffen in diesem Mittelpunkt des Brahmanismus auf günstige Erfolge. Da die jungen Brahminen nach Ehrenstellen und

einträglichen Aemtern geizen, so sind sie überaus lernbegierig. Schon haben wir unter unseren Zöglingen etwa 500 junge Brahminen. Nach und nach kommen ihre Vorurtheile gegen unsere Religion zu Falle, und überdies unterhalten wir durch diese Zöglinge einen beständigen Verkehr mit ihren Eltern, welche sich früher durch ein Gespräch mit einem Priester zu verunreinigen geglaubt hatten. Direct können wir freilich an der Bekehrung der Brahminen noch nicht arbeiten; aber wir bereiten doch thatkräftig die Wege dazu, indem wir sie bei der Erklärung der classischen Schriftsteller auf die Wahrheit und Schönheit des Christenthums aufmerksam machen oder auch ihre Fragen über die Bedeutung eines Crucifixes, einer Herz-Jesu- oder Muttergottes-Statue u. s. w. beantworten. Diese

frommen Darstellungen sind keineswegs ohne Nutzen; mancher Brahmine, der noch nicht die Kraft besitzt, die Bande zu zerreißen, welche ihn an das Heidenthum fesseln, hat schon den Wunsch ausgesprochen, wenigstens vor seinem Tode die Taufe zu empfangen.

Die Verpflanzung unseres Collegs von Negapatam nach Tritschinopoly hat den Bau eines geräumigen Gebäudes nöthig gemacht, in welchem wir unsere 900 Zöglinge unterbringen können. Erst letztes Jahr konnten wir alles vollenden. (Vgl. das Bild S. 17.) Wir haben dadurch einen Wunsch der Congregation der Propaganda erfüllt, die den indischen Bischöfen wiederholt empfahl, Collegien zu eröffnen, welche wie die Staatsanstalten die Universitätsgrade erteilen. Das Collegium ist für unsere Mission eine Nothwendigkeit. In ganz Indien drängen sich die Eingeborenen in die Schulen, weil ihnen der Unterricht den Zutritt zu den einträglichen Staatsanstellungen eröffnet. Infolge davon zieht sich eine gewaltige Aenderung namentlich unter den Brahminen. Diejenigen, welche ihre Studien vollendeten, glauben nicht mehr an die lächerlichen Lehren des Heidenthums und suchen nach anderen religiösen Systemen, welche mit der Vernunft mehr im Einklang sind. Was aus Indien nach einer Reihe von Jahren geworden sein wird, wenn diese Bewegung unter den einflussreichen Kasten andauert, ist nicht abzusehen. Es ist also durchaus nothwendig, daß die katholische Kirche sich am Unterrichte kräftig theilheile und daß derselbe nicht glaubenslosen Anstalten und protestantischen Schulen überlassen bleibe. Wir hätten übrigens dieses Colleg nicht bauen können, wenn wir nicht aus Europa eine ganz außerordentliche Unterstützung erhalten hätten. Auch die Regierung, welche für Missionszwecke nichts gibt, gewährt für den Unterricht bedeutende Zuschüsse.

Die Schwestern, welche uns in der Mission von Madura behilflich sind, gehören den beiden Congregationen Unserer Lieben Frau von den sieben Schmerzen und der hl. Anna an. Die erstere widmet sich der Erziehung der Hindu-Mädchen, die zweite besteht ausschließlich aus Wittwen höherer Kasten, welche sich nach indischem Gebrauche nicht mehr verheiraten dürfen. Dieselben erziehen die Waisenmädchen, besorgen die Frauenspitäler, die Wittwenasyle für die höheren Kasten und das Zufluchtshaus. Im Jahre 1877 hatten wir nur etwa 20 eingeborene Schwestern Unserer Lieben Frau von den sieben Schmerzen, und keine derselben hatte bis dahin die Staatsprüfung gemacht. Jetzt zählt die Genossenschaft 54 Schwestern; fast alle sind mit dem Unterrichte beschäftigt. Alle haben wenigstens die ersten Staatsprüfungen bestanden; sieben erhielten das Lehrerinnen Diplom erster, neun dasjenige zweiter Klasse. Sie haben hier in Tritschinopoly ein kleines Pensionat und eine große öffentliche Schule. Nach dem Urtheile der Regierungsinspectoren ist dieselbe allen anderen Mädchenschulen der Stadt überlegen, und doch haben hier die Protestanten verschiedene Schulen, u. a. eine Normalmädchenschule, für welche sie keine Auslagen scheuen. Haben sie doch mit großen Kosten sogar aus England Lehrerinnen kommen lassen. Auch dieses Jahr gingen die Prüfungen in den Schulen der Schwestern ausgezeichnet, so daß ihnen die Regierung einen Zuschuß von 3400 Mark gewährte.

Natürlich können wir in dem Maße, als die Zahl der Schwestern zunimmt, auch neue Klöster und Schulen gründen. So entstanden in den letzten Jahren die Anstalten von Negapatam, Madura und Palamcottah. Auch in diesen drei Städten spendeten die Schulcommissäre den Erfolgen der Schwestern

großes Lob und gewährten denselben Unterstützung. Zu Tuticorin, der Hauptstadt der Fiskerküste, haben die Schwestern ebenfalls eine große Schulanstalt. Wegen der Verschiedenheit der Kasten waren wir genöthigt, für die Christengemeinden an der Küste ein eigenes Mutterhaus zu gründen. Die Schule von Tuticorin hat in der diesjährigen Prüfung einen großartigen Erfolg gehabt und eine Regierungsprämie von 3200 Mark gewonnen. Auch zu Manopade wird gegenwärtig eine Schule gegründet.

Die zweite Congregation, die der Schwestern der hl. Anna, ist eine Stiftung neuern Datums. Obgleich sie aber erst einige Jahre alt ist, hat sie sich doch schon bedeutend ausgebreitet. Diese Schwestern haben zu Tritschinopoly ein Waisenhaus, das jetzt 120 Waisenmädchen beherbergt, ferner ein Spital und ein Katechumenat. Zehn Schwestern leiten das große Waisenhaus zu Abeikalaburam. Ueberdies stehen die folgenden frommen Genossenschaften unter der Leitung dieser Nonnen: 1. Die Täuferinnen, Wittwen, welche das Amt haben, die sterbenden Heidenkinder zu taufen. 2. Die Wittwen aus höheren Kasten, welche sich nicht wieder verheiraten dürfen. Da die Mädchen in Indien sehr jung in die Ehe treten, sind Wittwen von 15 bis 20 Jahren etwas sehr Gewöhnliches. Es liegt auf der Hand, welche Gefahren diese jungen Frauen bedrohen, und welche Wohlthat es daher ist, daß man ihnen eine Zufluchtsstätte öffnet, in welcher sie ein frommes und zurückgezogenes Leben führen können. Durch Reisstampfen, Webereien u. s. w. verdienen sie ihr Brod. Die Congregation der hl. Anna zählt gegenwärtig 35 Schwestern und 25 Gehilfinnen. Wir setzen große Hoffnungen auf diese Genossenschaft.

Die folgenden Zahlen werden am besten geeignet sein, Ihnen die Fortschritte unserer Mission während der letzten sechs Jahre zu veranschaulichen:

	1881	1882	1883	1884	1885	1886
Zahl der Katholiken . . .	154 860		153 000	158 840	160 368	166 457
Taufen von Kindern						
Christlicher Eltern . . .	5789	5401	6157	5944	6066	5414
Beicht	212 544	214 699	219 202	249 995	277 961	310 423
Communione	213 581	208 114	212 577	245 132	286 960	295 877
Ehen	1835	1708	1794	1557	1562	1604
Beichte Delung	1072	1161	1361	2281	2281	1255
Bekehrungen v. Heiden und Protestanten . . .	779	785	1295	1274	1430	1460
Taufen v. Heidenkindern in Todesgefahr . . .	1966	2494	2152	5586	6992	7150
Zöglinge im Colleg von Tritschinopoly	400	400	800	981	992	975
Schulknaben	6124	6124	6448	6771	5551	6919
Schulmädchen	530	531	812	817	893	1448

Äquatorial-Afrika.

Apostol. Vikariat des Apanzasees. Aus St. Maria von Rubaga in Uganda theilt P. Deniot Sr. Eminenz Cardinal Lavigert unter dem 15. März 1887 die folgende Nachricht von einem neuen Blutzeugen mit:

„Seit etlichen Monaten erfreute sich die schwergeprüfte Mission von Uganda (Buganda) wenigstens einigermaßen eines gewissen Friedens, bis abermals ein Sturm, der sie zu vernichten drohte, über ihr losbrach. Ein neuer Martyrer wurde der glorreichen Schar der Erstlingsblutzeugen zugesellt. Daß die Zahl nicht noch größer wurde, verdankt die Mission dem augenscheinlichen Schutze der göttlichen Vorsehung.

Seit der letzten Verfolgung bezeichnete der König vier unserer Christen, und zwar die einflussreichsten, als Gegenstand seines besondern Hasses und seiner Rachstellung. Da es ihm jedoch

nicht gelang, dieselben festnehmen zu lassen, schien nach ein paar Monaten alles vergeben und vergessen. Inzwischen war eine Art Leibgarde gebildet worden unter der Führung von christlichen Pagen. Zu wiederholten Malen ließ Mwanga an die vier genannten Christen das Ansuchen stellen, in diese Schaar einzutreten. Jene aber hielten sich nicht für sicher und lebten auch fortan noch immer halb und halb verborgen. Gegen Ende Januar glaubte einer bei dem erneuten Drängen des Königs dessen Worten vertrauen zu können und stellte sich in der Hauptstadt. Es war dies Mzee ober, wie er seit der Taufe im letzten Jahre gewöhnlich hieß, Johannes Maria. Der Häuptling nahm den jungen Mann scheinbar mit großer Freundlichkeit auf und schickte ihn zu seinem Minister, der, wie er sagte, ihm eine Bananenpflanzung anweisen sollte. Das erste Mal entließ ihn jener mit dem Bedenken, im Vereine mit seinen Gefährten zurückzukehren. Zwar weckte dieser Bescheid schon einigen Verdacht, doch glaubte Johannes darüber hinwegsehen zu müssen. Tags darauf stellte er sich von neuem in Begleitung eines königlichen Boten dem Minister; allein diesmal kam er nicht mehr zurück. Mwanga hatte nicht gewagt, den jungen Mann öffentlich verhaften zu lassen; das mußten die Leute seines Getreuen insgeheim besorgen. Seitdem hat den Christen niemand mehr gesehen; es geht aber das Gerücht, daß man den Jüngling in einem Sumpfe lebendig in eine Grube voll Wasser stürzte und dieselbe verschüttete. Das ist alles, was wir bis jetzt in Erfahrung bringen konnten, allein wir stellen weitere Nachforschungen an, um alle Einzelheiten über das Ende des Martyrers zu erkunden; wir scheuen keine Mühe, um zum Ziele zu gelangen.

Johannes Maria war einer unserer besten Christen. Trotz seiner Jugend bewies er einen ungewöhnlichen Ernst; stets war er bereit, anderen mit gutem Rath oder thätiger Hilfe beizuspringen. Mit einem Gedächtnisse begabt, wie man es äußerst selten bei einem Neger trifft, mußte er den ganzen kleinen Katechismus, den wir für unsere Neophyten in ihrer Sprache abgefaßt hatten, auswendig. Der Tod hat ihn keineswegs überrascht; denn als er sich dem Minister stellte, mußte er auf alles gefaßt sein, ja Tags zuvor kam er noch zur Mission und sprach uns von seinem Entschlusse und seinen Erwartungen.

Die drei anderen sind bis jetzt aus ihrer Verborgenheit noch nicht hervorgetreten. Nichts ist übrigens in Uganda leichter, als sich zu verstecken. Hat man keinen festen Wohnsitz, kommt man nicht zu Hofe, und braucht man keinen allzu erbitterten Feind zu fürchten, so darf man sich ziemlich sicher halten. Obgleich das Land Hentke nach Tausenden zählt, kennt es keinen einzigen Polizisten, so zwar, daß sich die gefährlichsten Menschen bei hellem Tage selbst bis in die Nähe der Residenz wagen können, ohne beunruhigt zu werden. In entfernteren Gegenden ist es noch leichter, sich zu verbergen. Die Baganda, die Pagen und andere Leute bei Hofe können sich dagegen nur schwer zum Wegzuge entschließen.

Diesem Berichte fügen wir nachstehende Zeilen über den erbaulichen Tod des P. Giraud, Missionärs von Uganda, hinzu. Am 14. April passirte der genannte Pater in einem Canoe die kleine Insel Djuma an der Küste von Mweri. Plötzlich erfaßte ein Flußpferd die Barke und zertrümmerte sie, so daß der Missionär mit einem Waisenknaben und vier Ruderern versank. Letztere retteten sich; ein Gleiches hätte nach ihrer Aussage P. Giraud gekonnt; allein dieser zog es vor, mit heldenmüthiger

Liebe sein Leben in die Schanze zu schlagen, um die Seele des Kleinen, der die Taufe noch nicht empfangen, zu retten. Krampfhaft klammerte sich der Knabe an den Priester, so daß dessen Bewegungen fast gänzlich gehemmt waren. Mit Aufgebot aller Kraft gelang es dem Pater, die Rechte frei zu machen und sich so lange oben zu halten, bis er mit der Hand das Wasser, in dem er den Tod fand, über das Haupt des Kindes gießen und dazu die Worte der Taufformel sprechen konnte. Darauf versanken beide in den Fluten. Kurz nachher standen sie gewiß vereint vor dem Throne Gottes: der eine im unbefleckten Kleide der Taufnade, der andere als Martyrer heroischer Liebe.

Südafrika.

Mission am Unter-Sambesi. Der hochw. P. Stephan Gzirmann S. J. schickt uns zugleich mit einer anschaulichen Bleistiftskizze der Missionsstation Boroma die folgenden Notizen über die gesegnete Thätigkeit, welche er daselbst unter großen Mühsalen und Entbehrungen zur Ehre Gottes entfaltet:

„Da wir von den geehrten Lesern der ‚Katholischen Missionen‘ für unsere bedürftige Mission in Boroma schon manches Almosen erhalten haben, so erachte ich es für meine Pflicht, wenigstens von Zeit zu Zeit einiges über unser Wirken und über unsern Fortschritt in der Mission zu veröffentlichen. — Gerne möchte ich von zahlreichen Bekehrungen und großartigen Ereignissen sprechen, doch das ist vorläufig nicht möglich. Wir befinden uns in Afrika, in einem Lande und unter einem Volke, wo man nur langsam voranschreiten kann, und wo jeder Schritt Anstrengung und Schweiß kostet — besonders auf dem Felde der Bekehrung! — Trotzdem aber blieb unser Bestreben nicht fruchtlos. — Unsere Missionsstation, die anfangs nur aus einer einfachen Strohhütte bestand, hat sich im Laufe von zwei Jahren — seit welcher Zeit wir uns in Boroma befinden — bedeutend vergrößert. Die Station, welche aus der heiliegenden Zeichnung (S. 21) ersichtlich ist, enthält folgende Räumlichkeiten und Sebenswürdigkeiten: a Wohnhaus des Missionärs; b Wohnhaus und zugleich Schule der zur Mission gehörenden kleinen Negerkinder; c, d, e Hütten der Muleques; f Glocke; g Bananenstauden; h riesenhafter Götterbaum (marambo), i Tamarinde (musika).“

Der größte Fortschritt jedoch, den wir in dieser Zeit machten, besteht darin, daß wir mehrere kleine Negerknaben ankaufen und eine Schule einrichten konnten, wo die kleinen Schwarzen täglich im Lesen, Schreiben und in den Wahrheiten unseres heiligen Glaubens in ihrer Muttersprache unterrichtet werden. Da unsere Mission hier im Innern Afrika's gleichsam erst im Beginne ist, so verstehen sich die Neger, die als Söhne des Waldes für Erziehung und Wissenschaft kein Interesse haben, noch nicht dazu, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Wir müssen uns unsere Schüler selbst verschaffen, und hierzu bietet uns der in Afrika noch immer herrschende Sklavenhandel die beste Gelegenheit. Oft bringt man uns arme Negerknaben, die man ihrer Eltern und ihrer Freiheit beraubt und die man mit Gewalt zu Sklaven gemacht hat, bis vor unser Haus zum Verkauf. Der Kaufpreis ist sehr gering. Ein Knabe von 5 bis 8 Jahren kostet gewöhnlich ein, höchstens zwei Stück algodão (schwache, schmale Baumwollleinwand) im Werthe von 6 bis 12 Mark. Bis jetzt haben wir bereits 23 solcher kleinen Neger angekauft, um sie für Gott und für den Himmel frei zu erziehen. Welch Glück für die armen Kleinen, wenn sie aus ihrer Sklaverei losgekauft werden, da selbe oft bitterer ist als der Tod! Solange sie sich in der Sklaverei befinden, ist der

Hunger gleichsam ihr unzertrennlicher Gefährte. Die Armen sind oft zu Haut und Knochen abgemagert. Außerdem werden sie noch durch Schläge mißhandelt und können sich freuen, wenn man ihnen das Leben läßt, das ganz von der Laune ihres Eigenthümers abhängt. Gerne würden wir recht viele dieser armen Geschöpfe aus ihrer traurigen Lage befreien, doch die Verpflegung derselben hindert uns hieran. Der Preis zum Loskauf ist zwar nicht groß, aber die Kleinen verlangen hernach auch täglich zu essen, und Nahrung herbeizuschaffen ist nicht so leicht, besonders da wir uns abermals in einem Jahre befinden, wo Tausenden von Negern der Hunger droht. Es sind noch nicht 2 Jahre verflossen, als hier in Boroma und in der Umgebung eine große Hungersnoth herrschte, die Tausende der armen Schwarzen ge-

tödtet und viele zur Flucht gezwungen hat, und nun wissen die armen Leute abermals nicht, wie es ihnen heuer ergehen wird und ob sie das Ende des Jahres erleben werden. In Folge von Mangel an Regen ist die erste Aussaat sehr schlecht gerathen und an eine zweite ist bei der beständigen Hitze und großen Trockenheit gar nicht zu denken; damit ist schon jetzt ein Mangel an Lebensmitteln fühlbar. Was wird aber erst bis zur Zeit der nächsten Ernte geschehen, auf welche vor April künftigen Jahres nicht zu hoffen ist? Selbst wenn man von der untern Gegend Afrika's Lebensmittel heraufbringt, so ist den Negern hier im Innern wenig geholfen. Die armen Schwarzen können nichts kaufen, da ihnen alles mangelt, und daher sind sie gänzlich der Vorkehrung Gottes



Ein Kafferndorf am Unter-Sambesi.

und der Theilnahme und Unterstützung von mitleidigen Herzen anheimgestellt. Sogar der Wald, der mit seinen Gräsern und Früchten zu anderer Zeit die Neger oft labt, versagt zur Zeit des Regenmangels jede Erquickung und Nahrung. Die Gräser sind ausgetrocknet und zum Anzünden reif (was gewöhnlich erst im October zu geschehen pflegt). Die Bäume stehen fast alle laub- und fruchtlos, und die Aussicht ist recht traurig. Gott kann freilich helfen; ein später anhaltender Regen kann den armen Schwarzen noch immer etwas Nahrung verschaffen; doch ist hier in Afrika dieser späte Regen sehr selten und kommt kaum vor, da mit Mitte Mai die Regenzeit ihren Abschluß erreicht. Was nun unsere 23 kleinen Negerknaben in Boroma betrifft, so wollen wir für diese wohl sorgen,

damit sie wenigstens keinen Hunger leiden; jedoch ihre Zahl durch neuen Ankauf bedeutend zu vergrößern, wird unmöglich sein. Diese kleine Schaar bildet die erste Pflanzschule und das erste Convict hier am Sambesi. Obgleich sie dem Alter nach voneinander verschieden sind, so können wir doch alle gemeinschaftlich erziehen.

Morgens nach 5 Uhr wird das Glöckchen gegeben, worauf alle aufstehen und sich in der Hauskapelle zum gemeinsamen Morgengebet versammeln. Das Ankleiden geht recht schnell, da die Kleinen gleich den übrigen Negern als Kleidung nur ein Stück Leinwand um die Hüften gebunden tragen. Am Sonn- und Feiertag jedoch haben sie nebst dieser Binde, quo genannt, jeder noch ein Röckchen aus blauer Leinwand, und drei

der größten tragen bereits auch Beinkleider vom selben Stoffe. Nach Beendigung des Morgengebetes folgt die heilige Messe, der alle beizohnen und während welcher sie den Rosenkranz in ihrer Muttersprache (Kaffrisch) beten. Nach der heiligen Messe erhalten die Kleinen eine ihren Kräften entsprechende Beschäftigung. Gewöhnlich lehren sie mit ganz kleinen Besen, chopho genannt, den Hofraum und die Schule, wobei sie lustig singen; freilich nur Kaffrisch, nämlich beständig ein und dasselbe in Text und Melodie. Frühstück brauchen die Kleinen nicht, da die Neger überhaupt täglich nur einmal und im besten Falle zweimal essen. Um 8 Uhr beginnt die Schule, in welcher die Schüler alle auf der Erde sitzen und, so sie nicht vom Schläfe bewältigt werden, ziemlich aufmerksam den Vortrag im Katechismus anhören und Lesen und Schreiben lernen. Obgleich die Neger für Schule u. dgl. wenig Lust zeigen, so mangelt es den Knaben doch nicht an Talent. Im Verlaufe von 6 Monaten

erlernten die drei kleinsten vollkommen das ABC, während die Großen schon langsam lesen und schreiben und ihren Katechismus nebst einigen Erzählungen aus der biblischen Geschichte recht gut wissen. Würde es so fortgehen, so könnte man aus den Negern selbst Gelehrte erziehen; doch dies wird kaum stattfinden, da die geistige Entwicklung der Neger bald ihren Höhepunkt erreicht. Bis zu dem Alter von 10—13 Jahren sind die kleinen Neger recht lebhaft, gewekt und selbst fürs Studiren tauglich. Hernach jedoch tritt gleichsam ein Wendepunkt ein und sie eignen sich dann kaum mehr für Unterricht. Einen erwachsenen Neger auch nur in den allernothwendigsten Wahrheiten unserer heiligen Religion zu unterweisen, kostet überaus viel Mühe und Anstrengung. Auch vergessen die einzelnen das Erlernte sehr schnell. Doch diesem letztern Uebel wird leicht abgeholfen, so wir einmal christliche Gemeinden haben, in denen die einzelnen Familien täglich gemeinsam ihr Gebet ver-



Die Missionsstation Boroma am Unter-Sambesi. (Nach einer Skizze P. Gzermanns.)

richten und wo einer durch das gute Beispiel und durch den Eifer des andern angespornt und zur Liebe der Tugend entflammt war.

Nach der Schule haben die kleinen Neger freie Zeit, in der sie sich recht interessant unterhalten. Die größeren machen Bogen und Pfeile und üben sich im Schießen, indem sie auf kleine Vögel zielen; die kleineren halten Jagd auf eine bestimmte Gattung von Heuschrecken, welche die Neger essen. Sobald die kleinen Schwarzen eine Heuschrecke (pombo) gefangen haben, eilen sie allsogleich zum Feuer, wo sie dieselbe braten und hernach als Leckerbissen verzehren. Um 12 Uhr ist für die Kleinen das Mittagessen, bestehend Tag für Tag aus einer Mehl-Massa, eima genannt, welche sich die kleinen Schwarzen selbst kochen, indem sie in siedendes Wasser schwarzes Mehl schütten und dasselbe hernach fleißig umrühren. Das Mahl wird auf der Erde sitzend gehalten und zwar ohne Brod, Messer, Böffel und Gabeln. Dergleichen bedürfen die Neger nicht, da ihre Finger ihnen hin-

reichende Dienste leisten. Nach dem Essen ist freie Zeit bis 2 Uhr, worauf abermals die Schule beginnt. Um 6 Uhr haben die Kleinen ihr Nachtessen, dieselbe Speise wie zu Mittag, und nachdem sie in der Kapelle ihr gemeinsames Abendgebet verrichtet haben, begeben sie sich zur Ruhe. Betten brauchen sie nicht. Sie schlafen alle auf dem Boden rings um ein Feuer, das selbst unsere kleinen Schwarzen in ihrer ulumba die ganze Nacht unterhalten. Als Unterlage dient ihnen eine aus Rohr bereitete Matte, m'pasa genannt, die jedoch einem Europäer mehr zur Abtödtung als zur Erleichterung dient. Wöchentlich gehen die kleinen Schwarzen zwei- bis dreimal in den Sambesi baden, was für ihre Gesundheit Bedürfnis ist. Das ist nun die Tagesordnung für unser Negerconvict am Sambesi, und wir hoffen, mit der Gnade Gottes die Kleinen zu recht guten Christen und selbst zu eifrigen Katecheten für ihre schwarzen Mitbrüder zu erziehen.

Am Ostersamstag in der Charwoche taufte ich bereits 18 von den kleinen Negern, die in den heiligen Glaubenswahrheiten schon hinlänglich unterrichtet sind, und 9 von denselben empfangen bereits auch die erste heilige Communion. Das war die erste feierliche Taufspendung in Boroma, und wir wollen nun hoffen, daß die Freude, mit welcher die Kleinen die heiligen Sacramente empfangen, und der Eifer, den sie zeigen, mit der Zeit recht viele und schöne Früchte bringen werde. Während es in anderen Ländern und bei anderen Völkern möglich ist, selbst unter den Erwachsenen dauernde und massenhafte Bekehrungen zu erzielen, ist hier in Afrika unsere ganze Hoffnung hauptsächlich auf die Erziehung und Heranbildung der kleinen Neger gestützt, die aber auch erst in der zweiten, dritten Generation fähig sein werden, in die Geheimnisse unserer heiligen Religion recht einzudringen und ihr Handeln und Wandeln ganz nach den heiligen Vorschriften derselben einzurichten. Tausendjährige Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche können nicht in kurzer Zeit und auf einmal ausgerottet werden, besonders bei einem Volke, das geistig nur sehr schwach begabt ist. Die bereits erwachsenen Neger, die als Haupt, ja man kann sagen, als einziges Bedürfnis für sich das Essen, Trinken und das Nichtsthun betrachten, und die sich um Religion wenig oder gar nicht kümmern, sind für eine gründliche Bekehrung kaum fähig. Sie hängen allzusehr an ihren heidnischen, abergläubischen Gebräuchen, und sie fühlen sich unglücklich, wenn sie dieselben nicht ausüben können. Unlängst starb ein kleines Kind unseres schwarzen Koches, der bereits seit 2 Jahren getrauft ist und dessen Kind ich ebenfalls taufte. Vor dem Einbruche der Nacht kam der Vater des toten Kindes zu mir und ersuchte mich, ich solle ihm erlauben, seinem Kinde nach Art der Kaffern zu schießen und bei demselben Nachtwache halten zu dürfen. Ich bemühte mich, ihm dies auszureden, da sowohl er als sein Kind Christen seien; doch alles vergebens. Er sagte, wenn er seinem Kinde nicht schießen dürfe, so könne er nie mehr ein Kind taufen lassen. Was würden hierzu seine Verwandten, Freunde und Bekannten sagen! Ebenso glauben die Neger fest, falls man dem Verstorbenen keine Speisen und pombe (Kafferbier) opfere und auf das Grab stelle, so sei der muzimu, die Seele des Dahingeshiedenen, nicht zufrieden und beruhigt.“

Westafrika.

Gabun. Der hochw. P. Joachim Buléon, Missionär aus der Congregation des Heiligen Geistes, schreibt aus Fernan-Vaz über die Gründung einer neuen Station den folgenden Brief:

„Seit März 1887 befinde ich mich mit P. Biget und Br. Gustav in diesem verborgenen Winkel Afrika's, um hier die neue St.-Anna-Mission zu gründen. Einige von breiten Beranden umgebene Bambushütten, ein sauberer Hofraum, auf dem sich mit großem Geschrei etwa 30 Kinder tummeln, eine Miniatur-Basilika von 25 m Länge, welche von einheimischen Baumeistern ebenfalls aus Bambusstäben erbaut wurde und in welcher die Statue der hl. Anna allgemeine Bewunderung erweckt — das alles zusammen bildet ein kleines, täglich wachsendes Dörfchen, von dem aus man weithin die lachende Gegend überschauen kann. Der N'komi-See hat seinen Namen den Uferbewohnern mitgetheilt. Unabsehbar breitet er sich vor unseren Blicken aus, bald ruhig und im Sonnenstrahle leuchtend, bald düster und sturmbewegt, fast immer von zahlreichen Pirouguen durchfurcht. Es sind Fischerfahne, Fahrzeuge der Ober-

häuptlinge, welche nach der Evengé-Insel rudern zur gemeinsamen Berathung der Stammesangelegenheiten, Schiffe der Händler, die vom Remboßfluß im Innern herkommen und das Cap Lopez und die verschiedenen Factoreien längs der Küste besuchen, um daselbst Elfenbein und Kautschuk abzusetzen. Seit unserer Ankunft an der Landspitze von Igumbi, die fürderhin Landspitze St. Anna heißen wird, hat sich der Ruf der ‚Missionäre‘ (Missionäre) über die ganze Gegend verbreitet. Von allen Seiten her kamen die Häuptlinge mit einem zahlreichen Gefolge von Sklaven jeden Alters und Geschlechts zum ‚Weißbart‘, um ihn zu begrüßen. ‚Missionäre,‘ sagte Re Ntyolo Nschimbo, der große Richter, ‚ihr seid in das Land der N'komis gekommen, und ich bin zu euch gekommen, um euch im Namen meiner Kinder zu sagen: Bleibet immer an diesem Orte. Ich selbst habe keinen Kopf, und kein N'komi hat Kopf. Weiße sind hier durchgezogen; sie haben die Frucht unserer Arbeit mit sich genommen und uns nichts zurückgelassen, als einige Flaschen Schnaps und einige Fesseln Zeug. Man hat uns gesagt, daß dieselben unsere Arbeit um sehr hohen Preis an andere Weiße im großen Lande (Europa) veräußerten. Diese Weißen ziehen fort; ihre Geschäfte sind bald geschlossen, und wir bleiben immer ohne Kopf. Ihr, Missionäre, seid gekommen, um in unserer Mitte zu wohnen, wie im Hause der Mutter; ihr werdet immer bleiben. Wir Greise, die wir schon begonnen haben den Tod zu trinken, wir werden bleiben wie unsere Väter. Aber unsere Kinder werden es einst euch danken, wenn sie groß geworden sind, daß sie Kopf haben; sie werden reden wie die Weißen; sie werden Dinge sehen, die wir niemals sahen; sie werden euch lieben wie ihre Väter. Missionäre, bleibet also immer bei uns!“ Nach diesen Worten erhoben sich alle Greise und sagten, indem sie uns die Hand schüttelten: „Jeno, jeno! Ihr seid die Väter der N'komis!“ In der That haben sie uns seither nur Achtung und Wohlwollen erwiesen. Jeden Sonntag ist der Besuch des Gottesdienstes sehr zahlreich, und beim Katechismus zeigen sie gutes Verständnis. Möge die hl. Anna unsere Ausfaat segnen!“

Britisch-Nordamerika.

Ottawa. Aus einem Briefe des Provinzialobern der Oblaten der Unbefleckten Empfängniß, P. Augier, entnehmen wir folgende Zeilen:

„Während Sie mit aller Pracht Mariä Himmelfahrt begangen, befinde ich mich für einige Tage in Manti-Waki, dem Marienlande (Manti heißt Marie, Waki = Land). Dieses Land befindet sich am Zusammenflusse des Gatineau- und Wüsten-Flusses, welche dem Ottawa, dem großen Nebenflusse des Lorenzo, zufließen. Manti-Waki besitzt ein bescheidenes, der seligsten Jungfrau geweihtes Kirchlein, dessen Dienst von den Oblaten versehen wird, welche hier einen Missionsmittelpunkt haben. Das Kirchlein steht auf einer Anhöhe, von welcher der Blick weithin über Wälder und dichte Forsten streift. Die Zeit, da diese Gegend nur von umherziehenden Wilden besucht wurde, ist nicht so ferne; jetzt sind sie zusammengeschmolzen. Die Verührung mit den Weißen war für sie verhängnisvoll. Eine Anzahl Ansiedler haben sich bleibend auf diesem Boden niedergelassen, der bisher für unwirthlich galt. Der Wald wurde gefällt, der Boden umgebrochen, und jetzt reifen goldene Saaten in der heißen Augustsonne, und zahlreiche Kinder- und Pferdeherden schweifen über die Prairie. Sie haben das Gletztier und den Biber verschauelt. Aber vor dem Pfluge her zog

das Kreuz; die Missionäre waren es, welche das Beispiel der Urbarmachung gaben; mit der einen Hand streuten sie den Samen in die Herzen, mit der andern in die Schollen der Erde. So sind jetzt die Bewohner von Mani-Bati fast ausnahmslos Katholiken. Französische Canadier, Irländer, echte Indianer bilden alle eine gemeinsame religiöse Familie, und wenn Sie an Sonn- und Festtagen unserm Pfarrgottesdienste beizuwohnen könnten, so würden Sie der Reihe nach französische, englische und indianische Lieder singen und in allen diesen Sprachen das Wort Gottes verkünden hören. Mariä Himmelfahrt ist das Hauptfest für die Indianer und die ganze Gegend. Gewöhnlich werden sie durch eine achttägige Mission darauf

vorbereitet. Von allen Seiten eilen sie herbei und schlagen ihre Leinwand- und Rindenzelte am Flußufer, auf der Prairie, am Hange der Hügel auf und ziehen gruppenweise zur Kirche, wenn die Glocke zum Gottesdienste und zur Missionspredigt ruft. Eine Generalcommunion und ein feierlicher Umgang krönen diese Tage des Gebetes und der Heiligung. Im Triumphe wird das hochwürdigste Gut durch die Straßen, durch Wald und Feld getragen. Ländliche Altäre sind längs des Weges hier und dort errichtet; Baumzweige bilden eine Wölbung darüber; bunte Fahnen flattern im Winde; Gewehrschüsse erdröhnen und wecken in der Ferne das Echo des Waldes."

Miscellen.

Eine griechisch-melchitische Deputation im Vatican. In der zweiten Hälfte des October brachte eine Deputation von Kirchenfürsten dem Heiligen Vater die Glückwünsche und Geschenke der griechisch-katholischen Kirche zu seinem Jubelfeste dar. An der Spitze der Gesandtschaft stand der Erzbischof von Tyrus, Msgr. Euthymius Zuhof; die übrigen Mitglieder waren der Erzbischof Inha von Aleppo und der hochwürdigste Herr Fakal von Beyrut; ihnen schlossen sich der Generalvikar des Bischofes von St. Johann von Acca, der ehemalige Generaloberer der griechisch-katholischen Basilianer und mehrere Priester an. Im Auftrage ihrer Gläubigen boten sie dem Heiligen Vater eine Ehrengabe von 6000 heiligen Messen, eine goldene, perlen-geschmückte Tiara, einen Schrank von Perlmutter und sonstige Werthgegenstände. Der Erzbischof von Tyrus versicherte den Statthalter Christi der treuesten Anhänglichkeit aller Katholiken des Orients, besonders der Oberhirten und des griechisch-armenischen Patriarchen Msgr. Gregor Nussif. Er bezeugte in ihrem Namen dem Heiligen Vater die Gefühle kindlicher Liebe und unbedingter Hingabe. „Denn“, so sagte er, „in Ihrer geheiligten Person erkennen wir den Statthalter unseres Herrn Jesus Christus auf Erden, den Nachfolger des hl. Petrus und das unfehlbare Oberhaupt der Kirche, sowie den gemeinsamen Vater aller Gläubigen. Möge sich also Ew. Heiligkeit würdigen, gnädig auf uns herabzusehen und den Segen zu spenden unserem verehrten Patriarchen, unseren Bischöfen, unseren Priestern, unseren theuren Wohlthätern und unserer ganzen Nation, die wir hier mit ihren Gebeten, Wünschen und Gaben vertreten bei Ihrem Jubelfeste, das ein Freudentag der ganzen katholischen Welt ist. Das sind die Wünsche, die wir Ew. Heiligkeit demüthigst zu Füßen legen, indem wir Gott inständig bitten, er möge Ew. Heiligkeit noch recht lange erhalten und bewahren zu seiner größern Ehre und zum Wohle seiner Kirche.“

Eine neue deutsche katholische Missionsanstalt ist in den letzten drei Jahren in Bayern entstanden. P. Andreas Amrhein aus dem Orden des hl. Benedict ist der Gründer derselben. Selbst jahrelang in den auswärtigen Missionen thätig, hat er sich einen reichen Schatz praktischen Wissens für die Heranbildung junger Missionäre erworben. Das erste Heim der neuen Missionsgesellschaft war das altherwürdige Benedictinerkloster Reichenbach in der Oberpfalz. Das Missionshaus will in seinen Zöglingen zunächst den Missionsberuf wecken und dann erproben und die Berufenen für ihre Thätigkeit ausbilden, dieselben mit allen Mitteln für eine gesegnete Arbeit ausrüsten und ausenden, und endlich den durch Krankheit und Arbeit ge-

brochenen Missionären, welche in die Heimat zurückkehren müssen, ein väterliches Heim sein. Die Inassen des Missionshauses zerfallen in drei Abtheilungen: 1. Priester, 2. Katecheten, welche als Lehrer in den Missionschulen den Priestern wirksam zur Seite treten; 3. Arbeiter, welche durch Ausübung der verschiedenen Handwerke und Gewerbe der Ausbreitung der Religion und Cultur eine sehr ersprießliche Hilfe leisten. Gerade in Hinsicht auf diesen letztern Zweck sucht die Benedictus-Missionsanstalt Hilfsmissionäre aus dem Laienstande zu gewinnen. Der Plan des Gründers dieser neuen Missionsanstalt wurde bereits am 29. Juni 1884, nach eingehender Prüfung der Congregation der Propaganda, von Sr. Heiligkeit Leo XIII. bestätigt und gesegnet. In den ersten sieben Monaten nach Eröffnung des Missionshauses haben schon 150 Candidaten aus allen Gegenden Deutschlands um Aufnahme. Jetzt ist die Missionsanstalt in das Schloß Emming, eine halbe Stunde von der Station Türkenfeld an der Bahnlinie München-Buchloe, übertragen worden.

St. Ottilien — so heißt die neue Anstalt — besteht aus drei Häusern, eines für die Studierenden, eines für die Laienbrüder und eines für Missionschwestern, und zählt gegenwärtig 105 Mitglieder. Man sieht, P. Amrhein hat sein Werk auf breiter und solider Grundlage begonnen. An einem Missionsfelde fehlt es der neuen Anstalt ebenfalls nicht. Auf Wunsch P. Amrheins wurde ihm von der Propaganda Deutsch-Ostafrika, d. h. die deutschen Kolonien in Ostafrika zugewiesen, und für seine Arbeiter ein bedeutender Theil des ungeheuern Arbeitsfeldes abgetrennt, welches den hochverdienten Missionären vom Heiligen Geiste zugetheilt war. Die genauen Grenzen der neuen deutschen Mission, welche den südlichen Theil des deutschen Schutzgebietes umfaßt und sich bis zum 7. Grad südlicher Breite erstreckt, werden wir wohl demnächst mittheilen können. Am 11. November 1887 verließ bereits die erste Missionschaar, bestehend aus einem Priester P. Bonifaz (Magnus Meschütz), 9 Laienbrüdern und 4 Schwestern, St. Ottilien, um über Rom und Brindisi durch den Suezcanal die Reise nach Ostafrika anzutreten. Möge Gottes reichster Segen diese Erstlinge der St. Benedictus-Mission begleiten!

Die chinesische Mauer. unlängst haben französische Zeitungen und aus diesen eine Reihe deutscher und böhmischer Blätter die Nachricht verbreitet, die chinesische Mauer existire gar nicht. Wir haben im Jahrgang 1885 S. 56 und 57 unseren Lesern zwei größere Abbildungen dieser Mauer gebracht, wovon die eine von den nach dem Mi-Gebiete reisenden Missionären, welche das riesige Bauwerk an seinem von Euro-

päern selten gesehenen Westende schauten, uns eingeschickt wurde. Hunderte von Reisenden haben sie an verschiedenen Punkten gesehen und beschrieben; es ist deshalb nicht nötig, den Beweis ihrer Existenz zu führen. Statt dessen wollen wir lieber dem früher (a. a. D.) Gesagten noch einiges über dieses Riesenwerk beifügen. Nach chinesischen Angaben wurde die Mauer an der Nordgrenze des eigentlichen China zwischen den Jahren 246–209 v. Chr. ausgeführt durch den Kaiser Schi-Hoang-Ti. Von den Einwohnern wird das Bollwerk Wang-Ti-Schang-Tsching genannt, d. h. die große Mauer von 10 000 Li (etwa 3000 km). Sie beginnt im Westen der Provinz Kansu bei Sutschu, läuft in einem weiten Bogen bis zum Meerbusen von Petcheli und in nordöstlicher Richtung bis zum Flusse Sungari hin. An mehreren Stellen, so namentlich in der Nähe von Peking, ist sie doppelt und dreifach. Die inneren Mauern sind höher und stärker als die äußeren. Von der ersten schreibt der russische Stabskapitän Prschewalski: „Sie hat sechs Faden (Klafter) Höhe bei vier Faden Dicke, ist aus Granitplatten zusammengefeßt und mit Zinnen aus Ziegelsteinen gekrönt. Auf den höher gelegenen Punkten erscheint sie durch viereckige Thürme verstärkt. . . . Diese Mauern machen einen imposanten Ein-

druck, besonders, wenn man bedenkt, daß die äußere sich fast 3000 Werst weit hingieht. Verglichen mit ihr erscheint die Pacific-Bahn der Nordamerikaner als niedliches Spielzeug. Um das Kolossale des Bauwerkes zu würdigen, muß man die Steilheit der Gebirgswände, die schroff abstürzenden Felsmassen und die gähnenden Abgründe, über welche es hinläuft, mit eigenen Augen gesehen haben“ (Geographische Mittheilungen von Dr. A. Petermann, 18. Bd. 1872, S. 13). Fügen wir diesem noch die Beschreibung des Freiherrn von Hübner hinzu: „Auf einer der Zinnen sitzend, mit einem Fuße in China, dem andern in der Mongolei, betrachte ich mir mit Mühe das große fabelhafte Weltwunder, die chinesische Mauer. Im Nord-Osten steigt sie steil hinan und folgt dann dem Grate des Gebirges. Alle Höhenpunkte sind mit Thürmen gekrönt. Die Mauer klettert die steilsten Felsen im Zickzack hinan, verschwindet hinter anderen, kommt weiterhin wieder zum Vorschein. Die Abstufung des Lichtes, der Schatten und der Farben gibt einen Begriff von der Ausdehnung des Riesenbaues, soweit er von meinem Standpunkt aus sichtbar ist“ (Ein Spaziergang um die Welt, 2. Band, S. 251). Uebrigens ist auf jeder guten Karte die chinesische Mauer verzeichnet zu finden.

Für Missionszwecke.

	Mark.		Mark.		Mark.
Für die dürftigsten Missionen:		Für die Missionen im Felsengebirge		St. S. Sch. S.	
Von M. S. „Zum Trost für die armen Seelen“	40.—	(Nordamerica)		Von St. M. in C.	62.—
Aus Mannheim	4.—	Aus Sautville, Wis.	41.—	Aus Gern	10.10
Von Regensburg in Auspost	280.70				
Von J. Göttele in Geseleben	4.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		Für Verkauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Von Thomas Tröndle in Canton, D.	5.10	(Südafrika)		„In hon. beat. Virginis Mariae sine labe orig. conceptae“	200.—
Von Kaplan Buch in Emsdetten	5.—	Von M. S. aus M.	10.—	Von H. J.	25.—
Von S.	25.—	„Pie Jesu, dona eis requiem“	100.—	„Pie Jesu, dona eis requiem“	100.—
„Sub turri praesidium“	4.10	Von Goblens aus einer Sparskaffe	100.—		
Von H. J. in Ulting	5.—			Pro Papa:	
Von H. J. Odenwalder in Unterfringen	20.—	Für die Missionen in Afrika:		Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	4.80
„Pie Jesu, dona eis requiem“	200.—	Von M. Willms in Epel	10.—	„Gott segne es“	43.—
Aus Raderborn: „Zu Ehren des hl. Joseph“	80.—	Von St. M. B. S.	5.—	Durch Oberkaplan Frank in Ratibor	14.90
Von J. Welter, Oekonom in Althausen	20.—	Von H. J. in Ulting	5.—	Von H. J. in Ulting	5.—
Von J. Bonifatius in Althausen	10.—	Von H. J. Odenwalder in Unterfringen	6.—	Von H. J. Odenwalder in Unterfringen	10.—
Von M. S. in C.	5.—	„Pie Jesu, dona eis requiem“	100.—		
„Dem armen Jesukinde“	32.40	Aus Sautville, Wis.	41.—	Für verschiedene Zwecke:	
Aus Sautville, Wis.	5.—	Von St. M. in C.	20.—	Von H. J. Stein in Sigg (für Kopenhagen, Porto Negre)	268.—
Von St. M. in C.	20.—	Für die Missionen auf den Südpazifischen Inseln:		Durch Anna Müller in Saaz (Böhmen)	49.15
Für die Missionen in China, Annam und Tonting:		Durch Beneficent Käufer in Augsburg	15.—	Von St. M. B. S.	5.—
Von C. B. in Naden	20.—	Durch St. M. B. S.	6.—	Von Musikdirector G. Belg in Freiburg	1.—
Aus Stehl	8.27	Für die Missionen in Australien:			
Von C. Kretz in Goblens	100.—	Von H. J. Odenwalder in Unterfringen	6.—		
Durch Beneficent Käufer in Augsburg	15.—	Für Nordische Missionen:			
„Pie Jesu, dona eis requiem“	100.—	Aus Baldbreitsch	50.—		
„Witt- und Dank-Offer von M. S. Wien“	55.—	Für das Missionshaus in Stehl:			
Von St. M. in C.	41.—	Von H. J.	25.—		
Von St. M. in C.	20.—	„Pie Jesu, dona eis requiem“	200.—		
Für die Missionen in Asien:		Für den Einheits-Jesu-Verein:			
Von H. J. in Ulting	5.—	Von M. Willms in Epel	5.75		
Von St. M. in C.	20.—	Aus Muscatine, Ia.	20.50		
Für die Missionen in Palästina:		„In hon. beat. Virginis Mariae sine labe orig. conceptae“	200.—		
Von H. J.	27.—	Von H. J. in Ulting	5.—		
Für nothleidende Missionspriester zur Versorgung von hl. Meßen:		Von H. J. Odenwalder in Unterfringen	10.—		
Von H. J. in Ulting	60.—	„Pie Jesu, dona eis requiem“	200.—		
Von H. J. in Ulting	143.50	Für den Bonifatius-Verein:			
Von Inspector Diefenbach in Schenhausen	124.—	Von S.	5.—		
Von J. Andr. Altmannpferger in Gerau	10.—	Durch Oberkaplan Frank in Ratibor	33.68		
Von M. S. in C. b. Hfen	13.—	Von H. J. Odenwalder in Unterfringen	10.—		
Von H. J. in Ulting	20.—	Witt- und Dank-Offer von M. S. Wien	80.—		
Von H. J. in Ulting	135.—	Von Ungenannt aus Eitenheim	6.56		
Von H. J. Odenwalder in Unterfringen	20.—	Für Verkauf und Unterhalt von Heidenkindern:			
„Pie Jesu, dona eis requiem“	100.—	„In hon. beat. Virginis Mariae sine labe orig. conceptae“	200.—		
Durch Cooperator Krid in Regen (Bayern)	90.50	Durch die „Deutsche Reichszeitung“ in Bonn	20.—		
Durch Episcopus Damasio in Neuereichenau	200.—	Durch J. A. Sale in Königsalbe, Böhmen	17.—		
Durch H. J. in Ulting	65.30	Durch H. J. in Ulting	20.—		
Von Beneficent Herr in Oberdorf	72.20	„Pie Jesu, dona eis requiem“	100.—		
Von Beneficent Herr in Oberdorf	35.40	Von St. M. in C.	2.—		
Für das Kloster in Marienfeld, Texas (Nordamerika):		Witt- und Dank-Offer von M. S. Wien	85.—		
„Zu Ehren der hl. Elisabeth“	2.—				

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg.
Buchdruckerei der Herder'schen Verlagsbuchhandlung in Freiburg im Breisgau. — Redaktionschluss und Ausgabe: 5. December 1887.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.